



4. Kapitel.

Die Zeit des Zweifels.

Will man der Marengostelle in den „Reisebildern“ durchaus die Bedeutung eines Grenzsteines auf der letzten Linie der Entwicklung Heinescher Ansichtsäußerungen über Napoleon beimessen, so dürfte nach dem am Schlusse des vorigen Kapitels Gesagten vielleicht anzuraten sein, diesen Stein nicht allzu hoch zu setzen. Nur ein Sprung ist für meine Augen in der Opferschale sichtbar, aus der die Wohlgerüche zu des Helden Preise in die Lüfte steigen. Freilich, es war ein Sprung.

Eine breitere Spalte zwischen Einst und Jetzt wird die Julirevolution reißen. Die „große Woche“, die den Vertreter des Dünkels und der Ahnen, den zehnten Karl von Frankreich, aus den Tuilerien jagte, freilich, um statt eines borniert rückschrittlichen, aber vornehmen Mannes den geizigen Geldmenschen mit dem Birnenkopfe, Ludwig Philipp von Orleans zweifelhafter Majestät, auf den französischen Thron zu erheben, diese große Woche hatte auch in Heines Herzen ihre Zauberwirkung getan. Auch er glaubte gleich so vielen seiner Gesinnungsgenossen bei dem Schrei des gallischen Hahnes, als die „in Druckpapier eingewickelten Sonnenstrahlen“ bis nach Hamburg und Helgoland flogen, daß die Welt nach den Kuchen eines Feiertags röche, und etwas später, auf der Reise nach Paris, begegnete ihm eine Menge gotischer Dome, altdeutscher wackliger Dome, welche schleunigst die Flucht ergriffen, da der Morgenschein der neuen Aufklärung sie in ihren mittelalterlichen Träumereien aufgeschreckt hatte³⁹⁷).

Auch für Heines Leben hatten die Julitage die Bedeutung eines Wendepunktes. Denn sie gaben mindestens den letzten Anstoß zu der

lange geplanten und oft überlegten Wanderung des Dichters nach Paris, die nicht nur für die Entwicklung seines Denkens überhaupt, sondern auch für sein Verhältnis zu Napoleon von großer Wichtigkeit werden sollte. Die alte Fabel seiner Gegner von der freiwilligen Auswanderung des Dichters, die auch Treitschke nachbetet³⁹⁸) und die seit dieser historischen Sanktion jeder Alldeutsche gläubigen Herzens verehrt, darf als erledigt angesehen werden. Ja, freiwillig, insofern er nicht wie andere „Demagogen“ durch die Gendarmen von einem der buntscheckigen Grenzpfähle des deutschen Vaterlandes zum andern „abgeschoben“ wurde. Wenn aber moralischer Zwang auch ein Zwang genannt werden darf, so war hier sogar mehrfache Nötigung vorhanden. Will man es auch, wie manches Heinesche Diktum, nicht allzu wörtlich nehmen, jenes „besorgliche Winken einer großen Hand“, wovon ein Brief des Dichters an Freund Varnhagen zu erzählen weiß, so gab es für ihn doch Gründe genug, das Land zu meiden, in dem die Weisheit des grünen Tisches sich anschickte, durch Polizeiverbote die Popularität seiner Werke zu steigern, an deren sinnlicher Schönheit sich Genz und die Fürstin Metternich im stillen ergötzen. Auch mußte der Heinesche Scharfsinn erraten, daß die Rückwirkung der Julitage in Deutschland nicht ausbleiben werde und daß eine neue Demagogenheze vor der Türe stand, vielleicht schlimmer als jene erste vor 1820, mit der die Fürsten über die Selbstverleugnung des deutschen Volkes in den Befreiungskriegen quittiert hatten. Wer also die eigensinnige Feder nicht aus der Hand legen mochte, aber auch nach den Spandauer „Geflügelssuppen“ kein Gelüst empfand und nicht das Bedürfnis hatte, sich mit Heinrich Laube in den grünen Berliner Gefangenenwagen zu setzen und von den Tzschoppe und Dambach in dem halbdunklen Loch der Hausvogtei in Tod oder Wahnsinn hinein inquiren zu lassen, der suchte eben seine Person in Sicherheit zu bringen und ging lieber auf den schönen sonnigen Boulevards spazieren, wohin die „Teutonenstiefel“ und die „russischen Juchten“ nicht nachkommen konnten.

Mit Napoleon haben diese Dinge unmittelbar nichts zu tun. Und doch! Hatte ihm nicht das „Buch Le Grand“ einen guten Teil seiner Unbeliebtheit in den Kabinetten der deutschen Regierungen eingetragen? Und noch inniger wohl steht ein anderer Grund der Übersiedlung des Dichters nach Paris mit dessen Interesse für den Kaiser in Beziehung. Heine fühlte den Beruf in sich, ein Vermittler zwischen französischem und deutschem Geistesleben zu werden. Wenn ihm diese vom Schicksal gewordene Sendung die „Marschrouten“ nach

der Centrale des Nachbarlandes vorschrieb, so mußte auch der Umstand dabei ins Gewicht fallen, daß jene Stadt der Schauplatz der Regierung des Mannes gewesen war, der seinerseits, obwohl in ganz anderer Weise, durch sein Auftreten Wechselwirkungen zwischen beiden Ländern hervorgerufen hatte. Und wenn die Marengostelle immerhin schon als einer der ersten Versuche Heines angesehen werden darf, sich über die Gründe seines Napoleonkultus mit sich selber kritisch auseinanderzusetzen, so konnte der Aufenthalt in Paris einer weiteren Klärung seiner Ansichten nur förderlich sein. Eine Klärung, die allerdings den „Kultus“ als solchen beschränken wird.

Die folgenden Teile meiner Untersuchung werden von den früheren in einem Punkte ein klein wenig abweichen. In jenen war es meine Aufgabe, den Werdegang des Heineschen Geistes zu beleuchten, soweit er für die Entwicklung der Ansichten über Napoleon in Betracht kommt. Hierbei mußte ein besonderes Gewicht auf die Umgangskreise gelegt werden, in denen sich der junge Heine bewegte und die, auch in Fällen, wo es nicht unmittelbar nachzuweisen war, einen stärkenden oder auch abschwächenden Einfluß auf seinen Kaiserkult geübt haben oder geübt haben können. Solche Untersuchungen werden jetzt zwar noch fortgesetzt werden müssen, aber doch immerhin gegen früher etwas mehr in den Hintergrund treten dürfen. Denn erstens ist Heine ein mehr fertiger Mann, der zudem durch seine Übersiedelung nach der französischen Hauptstadt dem deutschen Geistesleben bis auf einen gewissen Grad entfremdet wird. Des Dichters Umgang in Paris, soweit er aus Deutschen bestand, hat auf die Entwicklung seiner Ansichten über Napoleon wohl schwerlich tief eingewirkt. Von den Demokraten, die gleich ihm in hellen Scharen nach der Stadt des Bastillensturms flüchteten und die zu ihrer weit- aus größeren Hälfte dem radikalen Flügel angehörten, fühlte er sich viel zu sehr abgestoßen, als daß er sich von ihnen hätte Ansichten oktroyieren lassen.

Nur Börnes Einfluß blickt bei den Urteilen über Napoleon in den nächsten Jahren noch hier und da durch. Der Parallelismus gewisser Stellen ist meines Erachtens denn doch zu unverkennbar, um das leugnen zu können.

Aber eine interessante Frage erhebt sich hier, so naheliegend, so unmittelbar sich ergebend, daß man sich wundern wird, sie an diesem Orte zum erstenmal aufgerollt zu finden. Es ist die Frage, wie weit eine Beeinflussung Heines durch die Kollegen vom französischen Parnas, mit denen er geistigen und persönlichen Verkehr

gepflogen, erweisbar ist. Eine direkte Antwort ist auch hier nicht leicht zu geben. Man darf nicht vergessen, daß die allgemeine politische Stimmlage der Dichter der Julizeit mit der Heines vielfach verwandt war und sich aus diesem Grunde eine Menge anscheinender und auch wirklich vorhandener Parallelismen wieder aus den Gemeingefühlen erklären läßt, die diese Franzosen mit unserem Heine teilten. Sie alle waren von dem Gedanken erfüllt, daß die Schmach von Waterloo, der manche von ihnen, wie Béranger und Delavigne, Barthélemy und Méry, herzergreifende Strophen geweiht hatten, durch die Julitage, wenn nicht ausgetilgt, so doch gutenteils aus dem Schuldbuche Frankreichs gestrichen sei, eine Auffassung, die Heine selber — dieser freilich erst viel später — sehr scharf formuliert hat. So hat Barthélemy damals gesungen:

Don unserm Ruhm, den man beschimpft, bespöien,
Zerrissen wir das schmachbedeckte Bild,
Wir rächten uns im Schloß der Tuilerien
Für Waterloos verlor'nes Blutgesild³⁹⁹).

Und als später die französischen Truppen, nur mit spärlichen Lorbeeren gekrönt, aus dem belgischen Feldzuge heimkehren, da freut sich der Dichter darüber, daß sie wenigstens das Löwendenkmal auf dem flandrischen Schlachtfelde zerstört haben, ohne zu bedenken, daß das im Grunde keine rühmlichere Tat war als die von ihm so hart verurteilte Schändung der Vendômesäule im Jahre 1814:

Und euer Mut, der allzu früh erstückte,
Läßt eine Spur zurück in Feindeslanden,
Das freche Schandmal eure Hand zerstückte,
Das fünfzehn Jahr' uns hielt in schänden Banden⁴⁰⁰).

Allen diesen Dichtern ist der Gedanke geläufig, daß die Kämpfer der drei Julitage würdige Nachkommen der alten Helden vom Anfang des Jahrhunderts seien, deren bleiche Nebelgestalten wie auf Raffets Bildern ihnen in den Wolken voranzogen.

Drei Tage und drei Nächte in dem Ofen
Des Julifeuers glühte dieses Volk,
Zerriß in Segen des Béarners Schärpe
Mit Jenas blutig rost'gem Lanzenstift,

sang Victor Hugo⁴⁰¹), und in den kriegerischen Verwicklungen der folgenden Jahre, bei der italienischen, belgischen, polnischen Frage, wird Barthélemy nicht müde, die Gemüter der Franzosen durch immerwährende Hinweise auf die Taten der Vorzeit, d. h. der napoleonischen

Kriege, zu erhitzen. Und da erhebt sich auch, in seiner ganzen Größe, das Schattenbild des Imperators:

Und hoch steigt auf erloschenem Vulkane
Napoleons gigant'scher Schatten auf⁴⁰²).

Und noch einmal zeigt er sich in seinem ganzen Zauber. Die französischen Liberalen vermögen ihn nicht mehr zu bannen, und so versuchen sie es nun, Cäsars klassisches Bild geradezu mit dem Bilde des schönen Weibes zu vermählen, das auf Delacroix' Gemälde die Julikämpfer über Leichenhaufen zum Siege führt, der Freiheit. Das gelingt dem einen besser, dem anderen schlechter. Einst hatte Delavigne gefungen:

Du würdest noch regieren, wenn du es selbst gewollt,
Der Freiheit Sohn, nimmst du den Thron der Mutter,
Gegen ihr Recht mit Eintagsmacht gewappnet . . .⁴⁰³).

Jetzt macht Barthélemy zum Entzücken Heines, der ihn „einen der tapfersten Dichter Frankreichs“ nennt⁴⁰⁴), den Vorschlag, das Gedenken der Julitage durch ein symbolisches Fest zu begehen, ähnlich jenem, bei dem der Doge von Venedig sich alljährlich mit der Adria vermählte — und er fordert zugleich einen „Sühnetag“ für den gestürzten Napoleon, wie die Bourbonen den 21. Januar, den Tag der Hinrichtung des sechzehnten Ludwig, als solchen dekretiert hatten. Wie ernst es diesen Liberalen mit der „Freiheit“ war, wäre der Kaiser wiedergekommen, mögen die Verse aus Barthélemys „Zwölf Revolutionstagen“ beweisen:

Nun spricht uns noch von Attentat, Verbrechen . . .
Wir bleiben taub, das Auge ist geblendet,
Auf hehren Gipfeln nur zu ihm gewendet,
Zu ihm, dess' einz'ger Name ist Historie,
Der uns in Strömen übergoss mit Glorie,
Der Glorie, die uns stolz macht, fast vermessen,
Und alles, selbst die Freiheit, läßt vergessen⁴⁰⁵).

Victor Hugo suchte sich anders abzufinden, wollte nebeneinander:

Gefall'nem Cäsar bauen einen Tempel,
Der Freiheit Früchte, ihre Blumen lieben⁴⁰⁶);

aber der Zwiespalt blieb. Er war ja unüberbrückbar, sobald man, wie diese Dichter doch taten, statt der Gleichheit die Freiheit — und war es auch nur die theoretische der Julikämpfer — in den Vordergrund rückte. Es ist derselbe Zwiespalt, der sich in Heines „Fran-

zösischen Zuständen" spiegelt und bei der Eigenart des Schriftstellers zu dem höchst interessanten Wechsel auf und ab schaukelnder Stimmungsbilder führte, den ein Börne, Pfizer, Guzkow so unrichtig beurteilten, weil sie durch eine gefärbte Brille sahen, die ihnen die feinen Oscillationen des Heineschen Geistes verbarg, deren Ursächlichkeit wenigstens verschleierte.

Wie dem auch sei, über allgemeine Bezüge zwischen dem deutschen Dichter und seinen französischen Kollegen sind wir einstweilen nicht hinausgekommen, doch mag dabei immerhin so viel herauspringen: die „Charakterlosigkeit“, die für gröber organisierte Augen darin liegen mochte, daß Heine in den Journalartikeln, die er für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ lieferte und dann später zu dem genannten Buche zusammenschloß, bald mehr für die Freiheit begeistert, bald von Napoleons Gloire berauscht erscheint, diese „Charakterlosigkeit“ hat er mit den französischen — und auch manchen deutschen — Schriftstellern gemein. Auch mögen, nebenbei bemerkt, Stellungswechsel des Dichters gegenüber dem Bürgerkönige schon durch die Tatsache gerechtfertigt erscheinen, daß dieser selbst seinen Kurs mehrfach änderte, bald die Toga des Volksmannes, bald den Königspurpur anzog, mit den Jahren aber immer stärkere autokratische Gelüste zeigte und hierdurch gelegentlich selbst zu Vergleichen mit dem großen Autokraten der Vergangenheit herausforderte, komischen Vergleichen, bei denen nach Lage der Sache zumeist der Zwerg, nicht der Riese die Kosten zu zahlen hatte. Einen groben Systemwechsel, wie ihn unter den genannten französischen Dichtern ein Barthélemy vollzog, der nach den ärgsten Spöttereien über Ludwig Philipps Regierung von der Seite Bérangers zu jener übertrat, hat Heine sich niemals — auch trotz der berufenen französischen Staatspension niemals — zu schulden kommen lassen.

Wenn man nun aber bei dem Verhältnis unseres Heine zu den vorher Genannten über eine weitläufige Verwandtschaft allgemeiner Gefühle nicht hinauskommt, selbst nicht bei Béranger, mit dem, wie wir früher sahen, der deutsche Dichter in der Manier der Darstellung seines Helden einen wichtigen Zug gemein hat, so scheint mir die Sache bei Victor Hugo, dem Haupte der romantischen Schule, doch etwas anders zu liegen.

Auch die französische Romantik schwärmte für den Helden des Jahrhunderts. Der Zeit etwas vorgreifend, erinnere ich daran, daß später Musset, der sonst nicht zu den typischen Napoleonpoeten ge-

hört, in den Versen, die 1840 auf das Beckersche Rheinlied antworteten:

Nous Pavons eu, votre Rhin allemand,

des „allmächtigen Cäsars“ Schatten heraufbeschwor und daß sich, noch zehn Jahre später, Heines Freund Théophile Gautier durch die unwandelbare Treue der Kaiserveteranen zu dem prächtigen Bilde seiner „Alten von der alten Garde“⁴⁰⁷⁾ begeistern ließ.

In ganz anderer Weise aber war Victor Hugo für den Ruhm Napoleons tätig, Victor Hugo, der „dieses Gottes Priester“⁴⁰⁸⁾, dieser Sonne eine klingende „Memnonsäule“ werden wollte⁴⁰⁹⁾. Ist er doch der typische Bonapartesänger der französischen Romantik gewesen, wie Heine der typische Napoleondichter in der deutschen war. Gleichen sich beide Poeten schon in dem allgemeinen Charakter ihrer Stellung zu Napoleon, so bietet ein näheres Eingehen auf Einzelheiten manche Überraschung.

Die Väter, Samsen Heine und der tapfere General Sigisbert Hugo, sind begeisterte Anhänger des Kaisers, die Mütter waren mehr oder weniger gegen ihn, bei Hugos Mutter, einer geborenen Vendeerin, ging die Abneigung bis zur Feindschaft. In den Seelen der jungen Dichter kommen die Gegenströmungen zur Wirkung; in beiden siegt, bei dem Franzosen später und nach härterem Kampf als bei dem Deutschen, der napoleonisch gesinnte Vater⁴¹⁰⁾. Beide Männer haben als Kinder staunend unter der Menge gestanden, die den Cäsar vorüberreiten sah; dem kaiserlichen Veteranen, der die Erinnerung an die großen Tage auffrischt, begegnet Heine unter den Linden des Düsseldorfer Hofgartens, Victor Hugo hat ihn bequemer zu Hause: Vater und Oheim, die am lodernden Kaminfeuer von Talavera, von Jena, von Eylau plaudern.

Noch um ein ganzes Stockwerk tiefer reichen die Beziehungen in die Seelen unserer Dichter hinab. Beide sind für eine sehr freie Weltanschauung geboren, im Politischen und im Religiösen, wenn auch der Impressionismus beider starke Schwankungen auf der langen Linie von der königstreuen Rechten bis zu sozialistischen und kommunistischen Anflügen zuläßt, letzteres noch weit stärker bei Hugo als bei Heine. Wie bei diesem und Lord Byron, so kämpft auch in Hugos Herzen der Freiheitsdurst mit dem Napoleonkultus manch heißen Kampf. Allerdings hat gerade zur Julizeit in dem französischen Dichter der letztere die Oberhand gewonnen, und erst später, unter dem Eindruck der ihm über alles verhaßten Regierung

des kaiserlichen Neffen, widmet er dem „Mörder“ dieser Freiheit die effektvollen Strophen der „Sühne“.

Bei Heine war das eher umgekehrt, und es soll auch nicht geleugnet werden, daß seine künstlerische Auffassung Napoleons trotz einzelner Anklänge von der Hugos total verschieden war, wie das die Verschiedenheit des Genius der Dichter mit sich bringen mußte. Beide werden von dem Gigantischen ihres Helden überwältigt, aber das quantitativ Große der Erscheinung tritt in den bis zur Ausschweifung grandiosen Phantasiespielen Hugos ganz anders hervor, mit einem weit unheimlicheren Dämonismus, der doch auch wieder etwas Starres, Herzerkältendes hat, als bei dem zierlicheren Heine. Auch diesem wird Napoleons ungeheure Geschichte ein „Mythos“; aber diesen Mythos in breiter Ausmalung die Jahrtausende hinabwandern zu lassen, wie das Hugo in seiner schaurig schönen Phantasie „An den Triumphbogen“⁴¹¹⁾ getan hat, fällt ihm nicht ein. Auch bewegen sich Heines Bilder im ganzen innerhalb der Grenzen des Möglichen, Glaubhaften; Hugo arbeitet mit Memnonsäulen, Pyramiden, die der Riese zum Piedestal seiner Füße nimmt, mit dem Wüstensande, in dessen schwankender Ebene sein kolossaler Fuß eine ewige Spur zurückläßt⁴¹²⁾.

Eine gewisse Verwandtschaft beider Schriftsteller könnte man nun aber noch in dem oft halsbrechenden Spiel mit Gegensätzen und Pointen sehen. Doch ist diese mehr scheinbar, und Hugos studierte und sorgfältig aufgebaute Antithesen haben mit Heines spontanen Einfällen, die viel mehr als jene den Stempel des Unge suchten tragen, im Grunde nur wenig gemein. Das humoristische Element endlich, das bei dem Deutschen so stark zur Geltung kommt, fehlt Hugo ganz; dagegen teilt er mit jenem die Eigentümlichkeit, den Leser durch Äußerungen über Napoleon, kühne Arabesken, die an den verschiedensten Stellen seiner Werke angebracht werden, zu überraschen⁴¹³⁾, eine Erscheinung, die sich übrigens auch bei andern Dichtern, Byron, Goethe (in dessen Gesprächen), Gutzkow, Laube, findet und neben der einzelnen Dichterpersönlichkeit die Zeit und ihr Interesse für Napoleon kennzeichnet⁴¹⁴⁾.

Man würde sich nach alledem immerhin nicht leicht entschließen, eine Beeinflussung unseres Heine durch Victor Hugo anzunehmen, wenn nicht doch an einzelnen Stellen eine recht auffallende Konkordanz zu Tage träte. Daß Heine sich mit dem französischen Kollegen, den er wiederholt für den „größten Dichter Frankreichs“ erklärt, um ihn freilich später ebenso gründlich herunterzuputzen⁴¹⁵⁾, daß er sich mit

ihm an bestimmten Tagen vor Napoleons Bilde zusammenfindet, auch das wäre, nach allem, was wir über Gemeingefühle hörten, gewiß noch nicht ausschlaggebend. Doch zeigt sich daneben, wenigstens in ein paar einzelnen Fällen, deren einer schon zur Besprechung kam⁴¹⁶⁾, auch eine solche Ähnlichkeit der poetischen Motive, daß man mindestens zweifelhaft werden darf und einen Einfluß, vielleicht hier und da sogar einen wechselseitigen, nicht unbedingt von der Hand weisen möchte, obwohl wie bei Lord Byron große Vorsicht am Platze sein wird. Sollte aber auch wirklich nichts an der Sache sein und nur der Zufall sein Spiel treiben, so dürfte doch vielleicht die Parallele, die ich mir zwischen den beiden Napoleondichtern zu ziehen erlaubte, einiges Interesse bieten. Wer sie überflüssig findet, wird verzeihen — falls er sich dabei nicht langweilte.

Hält man nun noch in Heines übrigem Pariser Verkehrskreise Umschau, so wird man ähnliche Beobachtungen machen wie früher in dem Berliner, wobei jedoch der Unterschied von Ort und Zeit niemals außer Rechnung gesetzt werden darf. Zunächst fällt da wohl der Name Edgar Quinets ein, der im Jahre 1836 den Manen Bonapartes ein umfangreiches Werk gewidmet hat⁴¹⁷⁾. Aber schwerlich hat Quinets langatmiges Napoleonepos auf die leichter beschwingte Muse Heines einen tiefen Eindruck gemacht. Ja, wohl kaum wird es der weit mehr als dieser Franzose mit gallischer Grazie ausgestattete deutsche Dichter über sich gewonnen haben, die sehr stattlichen Heersäulen der Quinetschen Verse zu durchmustern. Dagegen erscheint umgekehrt an einigen Stellen eine Inspiration Quinets durch Heine immerhin nicht ganz ausgeschlossen⁴¹⁸⁾, und vorschwebende Erinnerungsbilder werden hier um so wahrscheinlicher, als sich der Autor des Napoléon schon vor der Abfassung seines Werkes mit Heines früheren Schriften beschäftigt, auch schon kritisch über dieselben gearbeitet hatte⁴¹⁹⁾.

Noch weniger positive Resultate hat mir das Studium anderer mit unserem Heine befreundeter Geister ergeben. Und doch möchte ich das Milieu als solches nicht gerade unterschätzen. Von den Schriftstellern, mit denen er in den früheren und späteren Jahren des Pariser Aufenthalts verkehrte, hat eine größere Anzahl, ganz wie er selbst, dem Typus des damals in Frankreich noch in zahlreichen Exemplaren verbreiteten napoleonischen Veteranentums ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Mehrere dieser Dichter waren aus kaiserlichen Offiziersfamilien hervorgegangen, außer Hugo: Alexandre Dumas, Nerval, George Sand. Diese letztere, die Heine besonders

hoch verehrte, hatte sogar die Kühnheit, in einem ihrer Romane, den jugendlichen Besieger Ägyptens vor einem jungen zweifelnden Mönche seine „Religion“ der Willensstärke und der Kraftentfaltung entwickeln zu lassen⁴²⁰). Auch spielen alte kaiserliche Offiziere in den Werken der fruchtbaren Schriftstellerin gelegentlich eine Rolle, wenn auch nicht immer eine so beneidenswerte wie der Bernard Stamply in dem anmutigen Lustspiel ihres Freundes Sandeau, der Mademoiselle de la Seiglière.

Noch intimere Bilder dieser alten Haudegen aber lieferte der Antagonist der großen Romandichterin, Honoré, de Balzac, der zu Heines Freunden gehörte und wiederholt von ihm als solcher bezeichnet wird. Auch in der bändereichen Serie seiner Werke wird des großen Kaisers Name unzählbar oft genannt. Ein Riese der Arbeit, durfte Balzac es wagen, das stolze Wort zu sprechen, daß er mit der Feder erobern werde, was jener mit dem Schwerte gewonnen. Auf Heine mögen im besondern die realistischen Schilderungen der Veteranen des großen Heeres von einigem Einfluß gewesen sein, die neben den Frauen des Empire bei Balzac typisch auftreten: außer verdienstvollen alten Generalen⁴²¹) auch durch Elend oder eigene Schuld heruntergekommene Individuen aus der Kaiserzeit, ein Offizier Bridau⁴²²), ein Oberst Chabert⁴²³), ein General Hulot, deren Erinnerungsbilder immerhin beigetragen haben könnten, um auch Heines Veteranen aus der idealen Sphäre der Grenadierromanze in die weit realistischere gehaltene Luftstimmung zu versetzen, in der wir sie später, in den Briefen „Über die französische Bühne“ und den „Florentinischen Nächten“, wiederfinden werden.

Dem Typus dieser tapfern Draufgänger, aber mehr in ihren guten Tagen, begegnet man auch in den Werken Prosper Mérimées⁴²⁴), des Meisters der objektiven Erzählung, während der der Kaiserherrschaft abholde Romantiker Alfred de Vigny mit einem Anflug von Schwermut die Schattenseiten der Gloire beleuchtet⁴²⁵).

Mit dieser ganzen literarischen Welt hat Heine in mehr oder minder freundschaftlichem persönlichen Verkehr gestanden. Dann kannte er auch den Lamartine, und eine gelegentliche Bemerkung in der „Lutetia“ beweist, daß er auch dessen napoleonfeindliche Stellung kritisch gewürdigt hat. Aber auch zu Thiers hatte er in späteren Jahren Beziehungen, zu Thiers, dem gelehrten und zugleich stark voreingenommenen Geschichtschreiber der Revolutions- und Kaiserzeit, der als Minister etwas den Napoleon im kleinen zu spielen

liebe und von Heine hierfür gelegentlich gehänselt wird. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß die Bekanntschaft mit dem Thierschen Werke das Ihrige getan hat, um den Dichter gegen das Ende seines Lebens nach den mancherlei Schwankungen der Zwischenzeit in die Arme des Napoleonismus zurückzuführen, während in der unfreundlichen Behandlung, die sein Abgott in der „Lutetia“ erfährt, vielleicht Mignetsche und wohl noch mehr Carnotsche Auffassungen zu Tage treten dürften. Wird doch der letztere — Hippolyte Carnot, der Sohn des berühmten Konventsmannes, — der gleichfalls zu Heines persönlichen Bekannten zählte, von diesem bei einem der stärksten Ausfälle gegen Kaisertum und Bonapartismus als Gewährsmann und Eideshelfer ausdrücklich angeführt!

Aus den letzten Lebensjahren Heinrich Heines möchte endlich noch der unglückliche Gérard de Nerval zu nennen sein, der treue Freund, der mit unermüdllicher Liebe des ihm seelenverwandten Dichters Verse ins Französische übertrug und dessen grauenhaftes Ende diesen tief erschütterte. Wie erwähnt, war Nerval der Sohn eines ehemaligen Offiziers. Schon im Alter von sechzehn und siebzehn Jahren hatte er des Kaisers Ruhm in zwei Gedichtsammlungen besungen⁴²⁶⁾, die neben einzelnen unausbleiblichen Anklängen an die poetischen Napoleonnekrologe im ganzen eine bedeutende Selbständigkeit in der Auffassung und Behandlung zeigen. Wenn auch diese lyrischen Ergüsse aus den Jugendjahren hinter der Zeit des persönlichen Verkehrs der beiden Poeten weit zurückliegen, so haben diese doch wahrscheinlich von dem gemeinsamen Helden ihrer Dichtungen öfter gesprochen, und der Umgang mit Nerval mag der schließlichen Wendung in Heines Napoleonkultus immerhin etwas förderlich gewesen sein, um so mehr, als der französische Kollege einer der eifrigsten Besucher des Kranken in der Matrahengruft war, zu einer Zeit, als der erneute Kaiserjubiläum des zweiten Empire nur noch aus der Ferne an dessen Ohr schlug.

Gehören die zuletzt erwähnten Beziehungen und ihre Folgen vorwiegend einer späteren Zeit an, die zum teil erst im nächsten Kapitel zur Besprechung gelangen wird, so führt der Name Alexandre Dumas' in die Julizeit zurück. Für die Innigkeit des Verhältnisses zwischen dem literarischen Industrieritter und dem Dichter des „Buches der Lieder“ wird die Tatsache sprechen, daß der Verfasser der „Drei Musketiere“ und des „Grafen von Monte Christo“, daß dieser einer halbamerikanischen Rasse angehörige Mensch am 20. Februar 1856, Heines Begräbnistage, an dessen Grabe heiße Tränen vergoß. Zu

der Zeit, in der wir stehen, hatte er einen sechsaktigen Napoléon Bonaparte ou Trente ans de l'histoire de France verfaßt, dessen dreiundzwanzig Bilder das Odéontheater, die Bühne der Romantiker und das zweite Schauspielhaus Frankreichs, zur Aufführung brachte. Ludwig Börne, der am 12. Januar 1831 einer Aufführung beiwohnte, hat das Stück einer eingehenden Besprechung gewürdigt, die erraten läßt, wie auch ein Gegner des auf die Bretter gebrachten Helden von dieser Darstellung der jüngst verflorenen, von den Zuschauern selbst erlebten Vergangenheit gepackt werden konnte⁴²⁷).

Heine war damals noch nicht in Paris, und das mag der Grund sein, weshalb er Dumas' Werk, das er gewiß kennen gelernt, um dessen Existenz er wenigstens gewußt haben wird, mit keiner Silbe erwähnt. Auch hier würde es nicht erwähnt worden sein, wenn es nur eine Einzelercheinung und nicht eins aus jener Unzahl von Stücken wäre, die in der Zeit von 1830—40 in Frankreichs Hauptstadt auf die Bühne geschleudert wurden und in roher Ausführung Szenen aus Napoleons Laufbahn darstellten. Der Pariser Temps hat einmal vor nun zehn Jahren eine Zusammenstellung von Erzeugnissen jener verschollenen Eintagspoesie gebracht⁴²⁸), und ein namhafter französischer Dichter, Edmond Rostand, hat sie (in L'Aiglon) vervollständigt⁴²⁹). Da blieb keine seiner Schlachten, von Lodi bis Waterloo, kein Ereignis seines Lebens, von der sagenhaften Geburt auf dem Löwenteppeich bis zu der Sterbeszene in dem Kämmerchen des Farmhauses von Longwood, dem Zuschauer erspart. Wer im Winter von 1893/94 in Paris war und einer Aufführung von Martin Laganas Napoléon, Sardous Madame Sans-Gêne oder der Militärpantomime „1814“ im Cirque d'hiver beigewohnt hat, weiß, wie mächtig diese literarische Industrie auf das Pariser Publikum einwirkt und wie dessen Begeisterung den kühleren Fremdling mit fortreißen kann. Auch für das Heinemilieu mag die Sache nicht ganz unwesentlich sein, obschon dieser, wie sich zeigen wird, im ganzen darüber ziemlich schweigsam ist.

Und nicht allein im verblassenden Spiegel der Kunst trat Napoleons Wirken dem Dichter des „Le Grand“ in Paris entgegen. Noch unmittelbar pulsierte es im Leben des Volkes, und der Mann im kleinen Hütchen begegnete dem Poeten beinahe so wirklich und leidhaftig wie einst in der Allee des Düsseldorfer Hofgartens. Fast an jeder Straßenecke humpelte ein Veteran des großen Heeres vorüber; in den Buchläden lag, auf Löschpapier gedruckt, der Las Cases und der französisch übersezte O'Meara, in den Sälen des Louvre hingen

die Prachtstücke aus der Kaiserzeit, über die sich Ludwig Börne ärgern mochte, und in den Butiken, die den künstlerischen Bedarf des kleinen Mannes befriedigten, war der Kaiser in schlechtem Stahlstich um wenige Heller zu haben.

„Sein Bild,“ bemerkt Heine, „sieht man überall in Kupferstich und Gips, in Metall und Holz und in allen Situationen“⁴³⁰). Von der neuen Regierung in Frankreich wurde das nicht ungern gesehen, im Gegenteil sogar begünstigt. „Die jüngere Linie der Bourbonen,“ sagt Prinz Jérôme Napoleon in einem bekannten Buche über seinen Oheim⁴³¹), „wußte die Traditionen der Kaiserzeit auszunutzen.“ Das politisch und militärisch ohnmächtige Julikönigtum sonnte sich im Abglanz einer ruhmreichen Zeit, wenn es auch öfteren Versuchen, Napoleons Andenken gegen das neue System selbst auszuspielen, entgegenzutreten hatte⁴³²). Trefflich haben die Bankiers-Minister des Königs mit dem Birnenkopfe das Geschäft verstanden, aus verstaubten Kaiseradlern und zerschossenen Standarten gangbare Münze zu schlagen.

In einem Punkte freilich berührte sich dieser Kultus mit persönlichen Neigungen Ludwig Philipps. Die Baulust des Orleans, wenig schöpferisch wie der ganze Mann war, fand eine dankbare und dem Epigonen Anerkennung verheißende Tätigkeit in der Vollendung der von seinem größeren Vorgänger unfertig zurückgelassenen Monumentalwerke. Der Triumphbogen wurde vollendet, das Versailler Königsschloß, à toutes les gloires de la France gewidmet, mußte eine Sammlung von Historienbildern aufnehmen, in der die demokratischen Marschälle des Kaiserreichs neben den Perücken des ancien régime, die Sieger von Jena neben den Siegern von Fontenoy, eine gleiche Rangstellung einnahmen. Und wie man sie selber, diese alten Generale und Offiziere des Kaiserreichs, und alles, was aus der großen Zeit am Leben und noch irgendwie dienstfähig war, auch die „Königsmörder“ und die Proskribierten, wieder anstellte, so nahm auch der Erbauer der Vendomesäule, den der jämmerliche Haß eines kleindenkenden Feindes von seinem Piedestal herabgestoßen, den wohlverdienten Ehrenposten auf der Säule nach wenigen Jahren wieder ein, aber — charakteristisch genug — nicht wieder als römischer Imperator, sondern im Überrock und kleinen Hütchen, in der romantisch legendarischen Gestalt, in der ihn sich das Volk vorstellte und ihn liebte.

Il avait petit chapeau
Avec redingote grise⁴³³).

Und als man ihn selber holen wollte und die Kammer das damals ablehnte, sandte Victor Hugo die zornfunkelnden Strophen seiner (zweiten) „Ode an die Säule“ hinaus, vor deren Flammensprühen die „dreihundert Advokaten“ des Palais Bourbon sich zu Tode schämen mochten. Ahnungsvoll, wie ein Traum der Zukunft klangen die sonoren Verse:

Dors, nous t'irons chercher! ce jour viendra peut-être!
Car nous t'avons pour dieu sans t'avoir eu pour maître⁴³⁴!

Im Jahre 1840 geht der Traum in Erfüllung, Napoleons Leiche fährt die Wasser der Seine hinauf, an deren Ufern der Sterbende seine Ruhestätte gewünscht hatte.

In diese Welt war Heine eingetreten. Hätte sie ihm nicht wie ein Paradies erscheinen müssen, wäre er noch der Dichter des „Le Grand“ gewesen? Und jetzt? Wie die Herzen der meisten in den Julitagen nach Paris Geflüchteten, war auch das seine in diesem Augenblick in erster Linie nicht von napoleonischen Erinnerungen, sondern von den Freiheitsgedanken und Freiheitsberichten bewegt, die ihn an die Seine gelockt und den „Sohn der Revolution“ wieder zu den gefeierten Waffen hatten greifen lassen, über die seine Mutter ihren „Zaubersegen“ ausgesprochen. Trotz mancher Enttäuschungen erschien ihm die frei gewordene Stadt Paris als der Strauß, der „immer noch schön genug sei, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas.“

Nun aber war gerade der Glaube, der fromme Glaube an den Freiheitshelden Bonaparte in Heines Herzen erschüttert worden. Wie wird es da möglich sein, den alten Kaiserenthusiasmus mit Gefühlen zu vereinigen, die einem Barrikadenkämpfer der großen Juliwoche ziemen? Freilich, die Franzosen machten es ihm vor, nicht allein die auf der Straße; auch die Kollegen vom französischen Parnass sahen wir auf die verschiedenste Weise bemüht, Freiheits- und Napoleonbegeisterung mehr oder minder erfolgreich miteinander zu verschmelzen.

Die Antwort auf die Frage, wie Heine die nicht ganz leichte Aufgabe gelöst hat, geben die Berichte, die er in den Jahren 1831 und 1832 für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben und später unter dem Titel „Französische Zustände“ zu einem Buche vereinigt hat. Dieses Kind seiner schriftstellerischen Muse, von dem der eigene Vater nicht übermäßig viel hielt, gehört trotz seines ungeheuren Subjektivismus zu den merkwürdigsten Urkunden der Geschichte der

Stimmungen aus den ersten Jahren des Bürgerkönigtums. Wie matt und farblos erscheinen daneben die gleichzeitigen Berichte eines Gans und Kaumer! Auch Börne hat in jener Zeit „Briefe aus Paris“ geschrieben, in denen er gegen den Verfasser der „Französischen Zustände“ den Vorwurf des Jesuitismus erhebt, eines Jesuitismus, den der sehr überzeugungstreue und ebenso temperamentvolle Radikale in der zur Schau getragenen Mäßigung Heines sah und sehen mußte. Er ist von Börnes Standpunkt wirklich nicht so ungerecht. Daß ihm „die Form das Höchste ist,“ daß er „die Kunst als seine Gottheit verehrt,“ kann gewiß auch von dem Journalisten Heine nicht geleugnet werden, der noch dazu bei der Abfassung seiner politischen Stimmungsbilder von äußeren Rücksichten, hier der Veröffentlichung in dem vornehm vorsichtigen Cottaschen Blatte, geleitet oder doch von solchen wenigstens nicht frei war.

Diese verschiedenen Umstände haben im Verein mit dem Eigentümlichen seiner Schreibweise die Behandlung Napoleons in Heines „Französischen Zuständen“ und in manchen seiner späteren Schriften zu Wege gebracht. Vergessen darf man auch nicht, daß in den Werken der nun kommenden Zeit ein älter und reifer gewordener Heine uns entgegentritt, der die Begeisterungsfähigkeit der Jugend überhaupt nicht mehr in dem früheren Maße besitzt und das Scheidewasser der Bibelkritik auch in die zum Preise seines „Gottes“ gesungenen Loblieder hineinzugießen für notwendig erachtet.

Unter Berücksichtigung der aufgezeigten Stimmungsfaktoren wird es nicht schwer sein, eine Doppelercheinung zu erklären, die in den Schriften dieser Periode hervortritt. Auf der einen Seite kann der Spötter schwerer als bisher einen Witz unterdrücken, der ihm — auf Kosten des bisher fast ausnahmslos gepriesenen Helden — auf der Zunge schwebt; anderseits bricht die noch immer in der Tiefe seines Herzens wohnende Begeisterung, die rein persönliche Begeisterung, auch da manchmal hervor, wo der nachdenklicher gewordene Politiker an dem despotischen Charakter des Mannes oder an einzelnen seiner Handlungen etwas zu tadeln findet.

Wie schwer es Heine manchmal wird, das persönliche Gefühl für den „eisernen Mann“, der „auf seinen Kanonenruhm fußt“, mit gleichzeitig seine Brust erfüllenden politischen Sympathieen zu vereinen, zeigt gleich im zweiten Artikel der „Französischen Zustände“⁴³⁵) die merkwürdige Parallele zwischen Napoleon und Lafayette, dem „Helden“ der Julizeit, der zugleich als Veteran der großen Revolution und des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges allgemeine Ver-

ehrerung genoß. Von allen Seiten betrachtet der Publizist Heine die beiden Männer, ihr Äußeres, ihr Auftreten, ihren Charakter und ihre Taten, und es kann nicht zweifelhaft sein, nach welcher Seite in diesem Augenblick die politische, aber auch ebensowenig, nach welcher die persönliche Vorliebe des Verfassers hinneigt. „Es wäre lächerlich,“ sagt er, „wenn man das Standbild des Lafayette auf die Vendomesäule setzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen so vieler Schlachten gegossen worden und deren Anblick, wie Barbier singt, keine französische Mutter ertragen kann.“ Ist das nicht eine merkwürdige Äußerung? Heine citirt Barbier, den grimmigsten aller Napoleonfeinde, in dessen „Idol“ sich wirklich eine der angeführten ähnliche Stelle findet⁴⁸⁶) und der nicht müde ward, in seinen gewandten Versen gegen den „glatthaarigen Korsen“ zu eifern! Und er scheint dem giftigen Republikaner beizustimmen, wenn er fortfährt: „Lafayette gründete sich eine bessere Säule als die des Vendomeplatzes und ein besseres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo gibt es Marmor so rein wie das Herz, wo gibt es Metall so fest wie die Treue des alten Lafayette?“ Er war „als Jüngling weise wie ein Greis,“ ist „als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die List der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wut des Volkes.“ Heine nennt ihn den „getreuen Eckart der Freiheit“, der „auf seinem Schwerte gestützt und warnend vor dem Eingange der Tuilerien, dem verführerischen Venusberge, steht“, und — macht sich unmittelbar nachher darüber lustig, daß das Volk den alten General als den Lafayette aux cheveux blancs besingt, während doch das Haupt des ehrwürdigen Tribunen von einer braunen Perücke bedeckt sei.

Diese Bemerkung könnte man lediglich als einen jener Scherze nehmen, mit denen der witzige Humorist jede Darstellung durchsehen mußte, das Resultat seiner künstlerischen Betrachtungsweise, die das behandelte Objekt in die verschiedenartigste Beleuchtung rückt und daher auch am ernststen Gegenstände allerlei komische und lächerliche Seiten entdeckt. So auch an Lafayette, dieser „Vorsehung zu Pferde“, diesem „Genius der Freiheit, der zugleich sorgt, daß beim Freiheitskampfe nichts gestohlen wird und jeder das liebe Seinige behält!“ Aber die Sache liegt doch noch tiefer. Der Spott, mit dem der brave General trotz aller Liebkosungen wegen seiner Verdienste um die Sache der Freiheit behandelt wird, ist zu unverkennbar: „Er ist der Napoleon der petite bourgeoisie, jener braven, zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die zwar des

Tages über zu sehr beschäftigt sind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher, des Abends, mit verdoppeltem Enthusiasmus preisen, so daß man wohl behaupten kann, daß um elf Uhr, wenn die meisten Butiken geschlossen sind, der Ruhm des Lafayette seine höchste Blüte erreicht.“

Da haben wir die Glaubertsche haine du bourgeois, die Verachtung des Butikenphilisters, die auch dessen Held mit zu kosten bekommt. Hiermit vergleiche man den Ton, in dem an derselben Stelle von dem Kaiser Napoleon geredet wird, den der Schriftsteller noch eben wegen seiner Ruhmsucht tadelte:

„Napoleon ist für die Franzosen ein Zauberwort, das sie elektrifiziert und betäubt. Es schlafen tausend Kanonen in diesem Namen, ebenso wie in der Säule des Vendômeplatzes, und die Tuilerien werden zittern, wenn einmal diese Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel aussprachen, so wird hier Napoleon selten bei seinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann, l'homme!“⁴³⁷). Allerdings betont Heine in demselben Atem, das Liebste an Napoleon sei ihm, daß er tot wäre; „denn lebte er noch, so müßte ich ihn ja bekämpfen helfen.“

Eine Äußerung, der meines Erachtens von der Kritik zu viel Gewicht beigelegt worden ist⁴³⁸). Mir scheint sie nicht viel mehr zu sein als eine Phrase, ein gelegentliches Wort der Entschuldigung, an Gegner gerichtet, die ihm noch immer den exaltierten Ton des „Le Grand“ und die begeisterte Apologie des Kaisers gegen Scott vorwarfen; vielleicht auch nur eine der öfteren Betonungen seines vielfach angezweifeltten politischen Standpunkts, von dem aus er freilich einen lebenden oder wiederauferstandenen Napoleon trotz aller persönlichen Vorliebe hätte „bekämpfen müssen“, während die ungefährliche platonische Begeisterung für den Toten selbst bei den Feinden des gewaltigen Mannes nur geringeren Anstoß erregen konnte.

Der künstlerische Aristokratismus des Dichters, seine vornehme Ablehnung des Vulgären — und steckte es in einem Königsmantel — tritt auch wieder an einer Stelle in den den „Französischen Zuständen“ angehängten „Tagesberichten“ hervor, wo Napoleon und Ludwig Philipp in Parallele gesetzt werden. Der friedfertige Orleans, der unserem Heine als Herrscher zwar keineswegs imponiert, als Mensch aber auch nicht ganz unsympathisch ist und dem dieser noch nach seinem Sturz eine Art öffentlicher Ehrenerklärung ausstellte,

hat soeben eine Heerschau gehalten. Der republikanische Tumult vom 5. und 6. Juni 1832 ist niedergeschlagen, und der Bürgerkönig zeigt sich trotz des verhängten Belagerungszustandes großmütig. Aber bei einer Heerschau ist er denn doch eine gar zu klägliche Figur, dieser „Cicero zu Pferde“, „der Erhalter des Lebens und der Butiken“, und als die wie immer gedankenlose Menge in ein „rasendes“ Lebehoch ausbricht, kann sich Heine des Gedankens nicht erwehren, daß einst ein so ganz anderer, des Jubels würdigerer Held durch die nämlichen Straßen geritten sei: „Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daß das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieselben Franzosen sind, die so oft den Napoleon Bonaparte vorbeireiten sahen mit seinem marmornen Cäsargeficht und seinen unbewegten Augen und „unnahbaren“ Händen“⁴³⁹).

Aber diese Franzosen hatten ja seinen Helden darum doch nicht vergessen, und wir sahen, wie gerade jetzt der Cäsarenkopf aus der Versenkung der Bourbonenzeit wieder emporgetaucht war. Den Dichter Heine, ihn, der ein so feines Verständnis für volkstümliches Fühlen und Denken besaß, ergriff besonders die Verehrung, die das eigentliche Volk, nicht der wohlhabende Handlungsphilister, der die Güte der Zeiten nach den Sechsern seiner Kasse beurteilt, sondern der Bewohner der Vorstädte und der arme Soldat für die Manen des Großen empfand. „Auf allen Boulevards und Carrefours.“ heißt es an der Lafayettestelle⁴⁴⁰), „stehen Redner, die ihn preisen, den Mann, Volksänger, die seine Taten besingen. Als ich gestern abend beim Nachhausegehen in ein einsam dunkles Gäßchen geriet, stand dort ein Kind von höchstens drei Jahren vor einem Talglüchtchen, das in die Erde gesteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaisers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taschentuch hinwarf, rutschte etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou hat. Es war ein alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des großen Kaisers ein Liedchen singen konnte, denn dieser Ruhm hatte ihm beide Beine gekostet. Der arme Krüppel hat mich nicht im Namen Gottes, sondern mit gläubigster Innigkeit flehte er: „Au nom de Napoléon, donnez-moi un sou.“ So dient dieser Name auch als das höchste Beschwörungswort des Volkes, Napoleon ist sein Gott, sein Kultus, seine Religion; und diese Religion wird am Ende langweilig wie jede andere.“

Sollte nun wirklich diese Religion unserm Heine, wie er spöttelt, hin und wieder „langweilig“ geworden sein, so könnte ihn wohl höchstens das Übermaß der Opferspenden ermüdet haben, ihn, der

allen Kultthandlungen abhold war. Doch hatte er auch jetzt noch für den Kultus dieses Glaubens mehr übrig als für den aller anderen Bekenntnisse zusammen.

Und auch diese Religion hatte ihren Jesusknaben, der für die Sünden der Väter geopfert wurde, den Herzog von Reichstadt, der, sein Leben lang ein Gefangener, in den freudlosen Schlössern Oesterreichs dahinsiechte und am 22. Juli 1832 zu Schönbrunn den Martertod starb, freilich ohne der Welt das Heil gegeben zu haben.

In der Theilnahme für den Erben des napoleonischen Namens traf Heine wieder mit einer breiteren literarischen Strömung zusammen, zum Theil mit Männern, die ihm auch persönlich nicht fernstanden. Diese rührende Figur des Quasigefangenen am österreichischen Hofe hat von den zwanziger Jahren bis auf die Gegenwart viel poetisch gestimmte Seelen bewegt, von Beranger und Hugo bis Coppée und Rostand, von denen letzterer den selbst von seiner hohen Begabung nicht ausgleichenden Fehlgriff tat, sie dramatisch zu behandeln. Denn die Tatlosigkeit, auch die vom Schicksal aufgezwungene, wird immer ein unglücklicher Gegenstand für eine dichterische Gattung bleiben, deren Begriff das Handeln einschließt. Aber für einen Lyriker, für einen Balladendichter war er ein dankbarer Vorwurf, dieser Jüngling, der den Namen Napoleon wie ein Bleigewicht durchs Leben schleppte und vor dessen Blicken wie eine Sata Morgana unaufhörlich die Ruhmesherrlichkeit des angebeteten Vaters erglänzte:

Er rühret sich an und fraget:
Wer bist du? Was ist dir die Welt?
Ihm klingt's vor dem Ohr wie Trompeten
Aus siegüberglänzetem Feld.

Auch als er hingefiecht war, dieses Opfer einer mitleidlosen Politik, da erhob die Muse ihre Stimme; außer Immermann, dem ich obige Verse entnehme⁴⁴¹), auch Victor Hugo, der wieder in wirkungsvoller Antithese die Geburt des unglücklichen Kaiserjohnes neben dessen Ausgang stellte⁴⁴²). Selbst ein schaler Witzbold wie Saphir, der manchmal sentimentale Anwandlungen bekam, bringt ein „Trauerkleeblatt“⁴⁴³) zusammen, während Platen etwas früher des Königskindes unfruchtbare Wiege besungen hatte⁴⁴⁴).

So fanden sich, wie zehn Jahre vorher an der Bahre des Vaters, auch am offenen Grabe des Sohnes Freund und Feind zusammen. Neben den Liederdichtern erscheint stimmungsvolle Prosa. Eine hinreißende Rhapsodie hat einer der ehrlichsten Demokraten, die ge-

lebt haben, Johann Jacoby, dem Sohne des selbstherrlichen Herrschers gewidmet, neben Heines Abschnitt in den „Tagesberichten“ wohl das Schönste, was über diesen Tod gesagt worden ist: „Böse schicksals-schwere Träume . . . haben den Knaben aus dem schönen Erblande verschleucht, ihm den Scepter und die Rosen auf den Wangen genommen. Über das Meer kamen Seufzer her und legten sich an das kleine Herz. Und das kleine Herz brach! denn es war groß. — Uns erzählen die Ammen Märchen. Ihm erzählte die Geschichte eine Mär, die ernst und schauerlich in sein Jünglingsleben hineingriff. Dazu schlug die Riesenharfe der Zeit elegische Rhythmen. Das Lied sang von dem großen Titanen, von den neidischen Göttern und dem hämischen, schuftigen Menschengesindel; es sang von dem Kaiser, von St. Helena, von dem Vater ohne Sohn, von dem Sohne ohne Vater. Und so wurde der Jüngling zu Tode gesungen und ruht jetzt wieder auf der Wiege. Die Klagegeister durchweinter Tage und Nächte schlummern auf seiner Stirne. Die alte Krone schmückt wieder sein Haupt. Denn Roms Krone — das ist der Leichenkranz; der gebührt der toten, vermoderten Stadt“ . . . ⁴⁴⁵).

So hätte auch Heine geschrieben, wäre der junge Napoleon um sechs Jahre früher gestorben. Heute klingen seine Worte etwas weniger rhapsodisch; doch sind es nicht kahle Höflichkeitsphrasen, die er dem Kaiserohne ins frische Grab nachsendet. Schon früher hatte er dessen Gesichte mit Teilnahme verfolgt. Ein Orest erschien er ihm, ein Orest nach Agamemmons Ermordung. Das vielsagende Bild findet sich in der „Nordsee“ ⁴⁴⁶). Hat auch der Dichter der „Grenadiere“ die Hoffnungen geteilt, die man an den Erben des großen Namens knüpfte, zu dessen Gunsten Verschwörungen und Entführungsprojekte in Hülle und Fülle geplant waren? von dessen Tür man einen französischen Dichter hatte fortweisen müssen ⁴⁴⁷) und der, wie Chateaubriand in einer Broschüre spottete, zu den Schreckbildern gehörte, die den König Ludwig Philipp in den Tuileries nicht schlafen ließen? Auch Heine glaubte zu wissen, daß „der Sohn des Mannes“ nur hätte zu erscheinen brauchen, um dem ganzen Regiment des Justemilieu mit einem Schläge den Garaus zu machen ⁴⁴⁸). Und nun war der junge Prinz mit einundzwanzig Jahren dem Lebensüberdruß und der Lungen-schwindsucht erlegen. Der deutsche Dichter reiste eben durch die Normandie, als die Nachricht von seinem Tode eintraf. Laut ertönten die Klagen des normannischen Volkes, als sich die Trauerkunde in den uralten Städten und Weilern des meerumsplühten Landes verbreitete.

„Ich fand überall, wohin ich kam“, schreibt der Dichter am 20. August 1832 von Dieppe, „eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, sondern in den liebsten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Besonders unter den schönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldensohnes. Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaisers. Überall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Karwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmütig die Hand mit den Worten: à présent tout est fini.“

Wie stark der innere Anteil war, welchen Heine an diesem traurigen Finale des napoleonischen Heldendramas nahm, dafür spricht schon die Länge des mehrere Druckseiten umfassenden Berichtes⁴⁴⁹). Auch er sieht natürlich in dem Ausgang des jungen Phthysikers das Ende der Hoffnungen aller derer, die, wie er sich ausdrückt, „an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten.“ Er konnte freilich damals nicht wissen, daß, wie man wohl gesagt hat, neben der Hülle des toten Löwen der Fuchs gekauert lag, daß wenige Jahre später die Attentate von Straßburg und Boulogne, an denen sich einer der Getreuen von St. Helena beteiligen sollte⁴⁵⁰), die Möglichkeit jener fleischlichen Auferstehung beweisen und daß, bevor ein Vierteljahrhundert verflossen war, trotz des Schönbrunner Trauerspiels ein Enkel Carlo Bonapartes, des Advokaten von Ajaccio, in jenem „Zauberchlosse“ der Tuileries haufen würde, von dessen Torwacht inzwischen der Imperator Mors den allzeit getreuen Eckart mit der braunen Perücke, General Lafayette, abberufen haben würde. „Aber,“ fährt der deutsche Berichterstatter fort, „für die Bonapartisten, die an die Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für diese nicht eine Überlieferung der Macht durch Zeugung und Erstgeburt; nein, ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller tierischen Beimischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrscherwelt seinen Namen gab, so gibt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsartume, wozu nur derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt.“

Ein geistreicher Gedanke, der wie so manches, was er über Frankreichs spätere Schicksale gesagt, dem Publizisten Heine Ehre macht. Man braucht bloß an General Boulanger oder an die zur

Zeit des Dreyfusprozesses sichtbar werdenden Strömungen zu denken. Nur daß der Mann der „höchsten Fähigkeit“ und des „besten Willens“ damals in dem Lande unserer Nachbarn gefehlt hat, nur das hat eine Wiederaufrichtung des französischen Kaiserthrones verhindert. Auch heute halte ich eine solche keineswegs für ausgeschlossen.

Machen, wie gesagt, diese Betrachtungen über Frankreichs Zukunft dem Publizisten Heine alle Ehre, so blickt der Kultus des „göttlichen“ Napoleon wieder durch, da, wo der Dichter mit schönem künstlerischen Empfinden von den beiden Kaiserbildern spricht, die er am häufigsten in den Bauernhäusern der Normandie angetroffen hat. Das eine war das bekannte Gemälde von Gros, das Napoleon bei dem Besuche der Pestkranken von Jaffa darstellt⁴⁵¹⁾, das andere zeigt den gefangenen Dülfer, wie er zu St. Helena auf dem Sterbette liegt⁴⁵²⁾: „Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Berührung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne.“

Der Sühne! Hier hören wir wieder den Verteidiger freiheitlicher Grundsätze, der den achtzehnten Brumaire nicht vergessen konnte. „Der Kaiser büßte,“ heißt es nämlich weiter, „für den schlimmsten seiner Irrtümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen.“ Und hier glaube ich auch wieder den Mann zu hören, der mit Börne verkehrte und sich, mochten beider Wege später gar weit auseinandergehen, damals doch noch von dem Stammes- und Schicksalsgenossen beeinflussen ließ, dem nicht die Logik der Thatfachen, sondern die der Doktrin als Vorschrift diente. „Napoleon“, hatte einst Börne geschrieben, „war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde, und seine Macht ging unter“⁴⁵³⁾.

Eine Sühne für die gleiche Untat sieht unser Dichter auch in dem Umstande, daß die Feinde, wie er meint, die Verbündeten, das eiserne Standbild des Kriegsfürsten 1814 von der Vendômesäule herabgestürzt hatten. Heine, der diese Roheit irrtümlich den Deutschen zuschreibt, unterläßt nicht, seinen Landsleuten über die schmähliche Mißhandlung eines Heldenbildes gründlich den Text zu lesen, beeilt sich dann aber hinzuzusetzen: „Jeder hat seine Sendung auf dieser Erde, unbewußt erfüllt er sie und hinterläßt ein Symbol dieser Erfüllung. So sollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution ersehnen; aber uneingedenk dieser Sendung, wollte er durch

den Sieg sich selbst verherrlichen, und egoistisch erhaben stellte er sein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zusammengegoßenen Kanonen der Vendômesäule. Da hatten die Deutschen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der usurpierten Höhe, von der Höhe der Vendômesäule“⁴⁵⁴).

Nichts ist bezeichnender als die Kühle, mit der unser Autor hier von der Vendômesäule spricht, die den Bonapartisten als das heiligste Symbol ihres Glaubens galt, dem sie, wie der Schalk an einer Stelle über die Choleraepidemie von 1832 einspricht, sogar eine geheime Gewalt über diesen tödlichsten aller Feinde beigemessen haben sollen⁴⁵⁵). Seine Kühle, die Stimmungen in der späteren „Lutetia“ sehr nahe kommt, ist um so auffallender zu einer Zeit, wo alle Welt den Helden wieder auf seiner Ruhmesäule sehen wollte und die Justemilieueregierung, als sie dem allgemeinen Verlangen nachgab, mit Lobsprüchen überschüttet wurde. Neben Victor Hugo, der damals seine zweite Ode „An die Säule“ dichtete, war auch Barthélemy für den Herzenswunsch des französischen Volkes eingetreten:

Und wenn der fünfte Mai erwacht im Morgengrauen,
Sei auf dem Kapitäl aufs neu sein Bild zu schauen,
Und weil an diesem Ort des Kaisers Pantheon,
So nennt ihn fürder nur den „Platz Napoleon“⁴⁵⁶).

Und nach Herstellung des Denkmals sang in Deutschland Wessenberg:

„Er ist's“, ruft der Soldat, und in der Brust
Schlägt stolz sein Herz, ja, unser ist er wieder;
So sahn wir ihn, wann seiner Kraft bewußt,
Er still und ernst aufs Schlachtfeld blickte nieder.
„Er ist's“, ruft auch der Bürger freudig aus,
Der nie hat seines Kaisers Kranz entblättert;
Die Schwindler nur erfüllt mit Schreck und Graus
Sein Anblick, der sie einst in Staub zerstampferte“⁴⁵⁷).

Anders Heine. Gewiß, auch er verlangt die Wiederaufrichtung der Statue, aber nur so nebenher und anscheinend ohne Begeisterung. Zudem hat er die Forderung in einer eigentümlichen Weise begründet, die für den Helden, der eine Genugtuung empfangen soll, nicht so sehr schmeichelhaft ist: „Auf diese eiserne Säule stellt den Napoleon, den eisernen Mann, hier wie im Leben fußend auf seinen Kanonenruhm und schauerlich isoliert emporragend in den Wolken, so daß jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreich-

baren, erblickt, das gedemütigte Herz geheilt wird von der eiteln Ruhmsucht und solchermaßen diese kolossale Metallsäule als ein Gewitterableiter des Heldentums den friedlichsten Nutzen stifte in Europa⁴⁵⁸).

Warum hat er nicht jubelnden Herzens in den Chorus eingestimmt, der die Herstellung des Standbildes als eine Ehrung des Helden und doch wahrlich nicht als ein Mene Tekel verlangte? Die Antwort wird man sich wieder bei Ludwig Börne holen dürfen. Die Berührung mit diesem scheint hier offen auf der Hand zu liegen.

Wenn der spätere Bericht des Heineschen Buches über den Frankfurter Schriftsteller nicht trügt, so hat sich auch dieser über die Schändung der Vendômesäule ebenso mißbilligend ausgesprochen wie Heine selber, aber zugleich mit einer Pointe, die der Stelle in den „Französischen Zuständen“ inhaltlich nahekommt, nur an Schärfe sie noch überbietet: „Ihr konntet dort seine Statue getroßt stehen lassen; ihr brauchtet nur ein Plakat mit der Inschrift ‚18. Brumaire‘ daran zu befestigen, und die Vendômesäule wäre seine verdiente Schand-säule geworden!“⁴⁵⁹) Beide Schriftsteller betrachten also den brutalen Faustgriff von 1814 als eine „Sühne“ für den Muttermord, den einst General Bonaparte an der Revolution begangen haben sollte. Auch dem traurigen Ende des jungen Reichstadt maß Heine den Charakter einer solchen bei, und wieder ist die Form, in der er sich hierüber ausspricht, für ihn und sein Verhältnis zu Börne äußerst charakteristisch: „Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb.“ Also Heine⁴⁶⁰). Fast in derselben Weise hatte sich anderthalb Jahre früher der Verfasser der „Briefe aus Paris“ vernehmen lassen: „Gibt es etwas Herzempörenderes als diese Hochzeit zwischen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit?“⁴⁶¹) Auch an anderen Stellen ihrer Werke haben sich beide Schriftsteller, gleich Lord Byron, in mißbilligendem Tone über die österreichische Heirat, die äußere Sanktion des Bruches zwischen dem Revolutionsgeneral und dem von ihm ausdrücklich anerkannten Prinzip der Volkssouveränität, ausgesprochen⁴⁶²).

Heine vor allem an einer interessanten Stelle in den mit den „Französischen Zuständen“ fast gleichzeitig geschriebenen Berichten über die Pariser Gemäldeausstellung von 1831, wo er die seit der

Konsulatszeit so oft gezogene Parallele zwischen Napoleon und Cromwell abweist und von letzterem sagt: „Cromwell . . . sank nie so tief, daß er sich von einem Priester zum Kaiser salben ließ und, ein abtrünniger Sohn der Revolution, die gekrönte Veterschaft der Cäsaren erbuhlte⁴⁶³.“ Er bezeichnet das mit Anspielung auf die Salbung der alten Könige als einen „Ölfleck“ und behauptet, daß Bonaparte, der „ein Washington von Europa werden konnte und nur dessen Napoleon ward“⁴⁶⁴), in seinem kaiserlichen Purpurmantel nie wohl geworden sei: „Ihn verfolgte die Freiheit wie der Geist einer erschlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, sogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität schreckte sie ihn vom Lager.“

Derartige Äußerungen beweisen nun zwar, daß Heine eine hinlängliche Reife und genügende Klarheit des politischen Denkens erworben hatte, um einzusehen, daß er seinem Helden nicht durch dick und dünn werde folgen können. Das hätten Weizel, Platen, Gutzkow, hätte selbst Börne schreiben können, der von Napoleon sagte, daß er „die Freiheit um ihre schönsten Jahre gebracht habe.“ Aber wenn diese und manche andere Liberale nach solcher Erkenntnis auch Neigung und Abneigung gegen den großen Imperator regelten, so vermochte Heine nicht so nüchtern folgerichtig zu verfahren. Hierin liegt der große Unterschied seines Fühlens gegenüber dem Empfinden jener. Die Napoleonbewunderung des alten Goethe stimmte mit den übrigen politischen und philosophischen Ansichten dieses festgefugten Geistes; bei Heine ist das eben anders. Er liebte seinen Kaiser, der närrische Poet, dieser „Kunz von der Rosen“ unter den deutschen Dichtern, aber mit der Liebe, wie man ein Kind, einen Freund oder ein Mädchen lieben kann, mag man über ihr Treiben auch manchmal den Kopf schütteln. Daß bei den fortwährenden Erwähnungen des großen Mannes und den pointenreichen Beziehungen, zu denen sie Veranlassung gaben, auch die persönliche Eitelkeit des Dichters mit im Spiele war, wie diesem Treitschke vorwarf⁴⁶⁵), braucht man nicht ganz zu leugnen, ohne darum an der Echtheit des Gefühls selber zu zweifeln, das bisweilen wie Schaumwein flüchtig aufsprickelt, ein andermal mit vulkanischer Kraft empor-schießt, alle Schichten des politischen Rasonnements verwerfend, alles über den Haufen schleudernd, was die strenge Logik der Doktrin dagegen vorbringen mag.

Soeben hat er den Casanette mit seiner braunen Perücke gelobt, der sich „eine bessere Säule als die des Vendômeplatzes und ein besseres Standbild als von Metall oder Marmor“ gegründet habe.

Er ist auch der reinste Charakter der französischen Revolution, sehr schön, aber — in des andern Namen schlafen tausend Kanonen, „und die Tuilerien werden zittern, wenn einmal diese Kanonen erwachen“ — und dann ade Justemilieu, Ludwig Philipp und Lafayette mit der braunen Perücke! Der Politiker Heine mag den Sturz des ehrbaren Bürgerkönigtums vielleicht gar nicht einmal gern sehen, der Dichter wird ihm keine Träne nachweinen. Und das Unglück wäre vielleicht schon geschehen, hätten nur die dummen Republikaner bei der Samarqueschen Revolte statt Vive la République! „Es lebe der Kaiser!“ gerufen. Dann würde „die Linie schwerlich auf sie geschossen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen“⁴⁶⁶). Denn Napoleon ist das „Zauberwort“ für die Franzosen, und auch nach wie vor für unsern Dichter.

Dieser konnte ihm kein höheres Lob erteilen, als daß er ihn einen „Saint-Simonistischen Kaiser“ nennt, der ganz nach den Prinzipien dieser Schule „nur die Herrschaft der Kapazitäten befördert und die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichen und ärmern Klassen erzielt habe“⁴⁶⁷). Ich bin nicht mit Heines Freund und Kritiker Saint-René Taillandier⁴⁶⁸) der Ansicht, daß es sich hier um einen Scherz handelt, halte vielmehr diese Bemerkung für völlig ernst gemeint. Heine schätzte die Saint-Simonisten hoch und hat deren Führer Enfantin sogar eines seiner Bücher gewidmet. Auch stimmt die Äußerung mit dem (künstlerischen) Aristokratismus unseres Dichters wieder völlig überein. Zugleich mit dem Gefühl der Zurücksetzung, das er als Jude empfand. Ich erinnere noch einmal an das schöne Wort des Konsul-Imperators, welches jedem Talente ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung die Bahn für offen erklärte. Wer so glücklich war, niemals durch Standesvorurteile, Koteriewesen und heimatlichen „Klüngel“ um die besten Früchte seines Strebens gebracht zu werden, wird ja vielleicht unsern Dichter hier nicht ganz begreifen.

Auch der Haß gegen Preußen spielt wieder in die „Französischen Zustände“ hinein und macht Heine so ungerecht, in der — etwas später geschriebenen — Vorrede zu dem Buche von dem „preußischen Esel“ zu sprechen, der „dem sterbenden Löwen die letzten Fußtritte gegeben habe“⁴⁶⁹). Gewiß ist damit weniger ein Kompliment für den „Löwen“ als ein Hieb gegen den „Esel“ beabsichtigt; aber man darf nicht vergessen, daß der Dichter durch die Verbote seiner Schriften gereizt und zudem über die famosen Bundestagsbeschlüsse von 1832 entrüstet war, die den Lärmereien des Hambacher Festes auf dem

Suße folgten und die Freiheit in Deutschland auf den Gefrierpunkt setzten. Preußen aber hatte Metternich zu Gefallen das Odium auf sich geladen, die Vorlage zu diesen drakonischen Maßregeln am Bundestage einzureichen, wie es schon 1819 bei den Karlsbader Beschlüssen und der Einsetzung der Mainzer Centraluntersuchungskommission den Büttel Österreichs gespielt hatte.

So stand Heine in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthalts, deren Spiegelbild die „Französischen Zustände“ sind, dem Andenken Napoleons mit gemischten Gefühlen gegenüber, vielmehr, wenn das Bild nicht mißbraucht werden soll, mit disparaten Gefühlen, die der chemischen Affinität entbehren. Für die Stärke der zu Tage tretenden Schwankungen können noch zwei Belegstellen aus den Berichten über den Pariser Salon von 1831 sprechen. Unser Heine bringt es hier fertig, an der ersten Napoleon als den „großen Repräsentanten der Demokratie“ zu rühmen, um in dem allerdings zwei Jahre später verfaßten Nachtrag den Fürsten Vorwürfe zu machen wegen der Torheit, „den Mann zu töten, der am gewaltigsten die Republikaner zu bändigen vermochte!“⁴⁷⁰⁾

Diese an sich merkwürdigen Stellen gewinnen noch ein erhöhtes Interesse, wenn man sie mit früheren und späteren vergleicht. Einst hatte derselbe Mund — in der „Nordsee“ — Napoleon gelobt, weil er „nie ganz revolutionär und nie ganz konterrevolutionär“ gehandelt habe, und er hatte dieses Verfahren, das ihm „einfach“, „groß“ und „ruhig milde“ erschien, aus seinem genialen Erfassen des Zeitgeistes und dieses wieder aus der synthetischen künstlerischen Natur des angebeteten Mannes abgeleitet⁴⁷¹⁾. Jetzt, in den Jahren von 1830—32, fällt die Ansicht des Dichters gewissermaßen auseinander, da er mit sich selber über seinen Helden uneins geworden ist. Es wird eine Zeit kommen, wo Heine das Handeln des Kaisers wieder mehr von einem einheitlichen Gesichtspunkte betrachtet; aber dieser wird von dem früher angenommenen weit entfernt sein: an einer Stelle der „Lutetia“ erscheint ihm Napoleons politische Tätigkeit, dessen großartiger Versuch, „die Menschen und die Interessen des alten Regimes mit den neuen Menschen und neuen Interessen der Revolution zu versöhnen“, als eine bloße „Transaktion“, ein äußerliches Vermitteln von Personen und Vorteilen, das fruchtlos bleibt und sogar des Kaisers späteren Sturz herbeiführt⁴⁷²⁾. Erst am Ende seines Lebens wird der Dichter, in den Geständnissen und im „Waterloofragment“, auf den Standpunkt der „Nordsee“ und des „Le Grand“ voll und ganz zurückkehren.

Es war nicht jedermanns Sache, diese verschiedenartigen Gedankenplitter, die dem lesenden Publikum von einem Poeten in einem politischen Potpourri vorgelegt wurden, als Einheit zu denken. Wer Heine in seiner Eigenart objektiv zu würdigen sucht, wird auch anderseits mit den Kritikern der „Französischen Zustände“ nicht allzu scharf ins Gericht gehen dürfen. Da ist zunächst Börne. In dem bekannten Brief, in dem er Heines Buch rezensiert⁴⁷³⁾, wird zwar Napoleons Name überhaupt nicht erwähnt, wie denn auch sonst in den Besprechungen der späteren Werke des Dichters diese Seite seiner Schriftstellerei von den Beurteilern mehr und mehr vernachlässigt wird, was mich meinerseits der Verpflichtung überhebt, auf jene Kritiken weiter einzugehen. Hier liegt die Sache aber etwas anders. Denn wenn auch Börne, wie gesagt, Napoleons Namen nicht ausdrücklich nennt, so hat doch gewiß die verschiedenfarbige Darstellung dieses Helden in dem Heineschen Buche mit dazu beigetragen, sein Urteil über Werk und Verfasser, denen er Unbeständigkeit in ihren Ansichten zum Vorwurf machte, zu bestimmen. Deutlicher hat sich über die für uns in Betracht kommende Sache Gustav Pfizer ausgesprochen, der in dem erwähnten Aufsatz in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“⁴⁷⁴⁾ die Behandlung Napoleons in den „Französischen Zuständen“ mit den Jubelhymnen vergleicht, die der Dichter des „Le Grand“ gesungen, und dann fortfährt: „Eine Probe von Heines Beständigkeit ist, daß er in einer spätern Schrift (eben unserem Buche) ganz unbefangen gesteht, die Franzosen mittleren Alters seien größtenteils verdorben durch die Kaiserzeit, die alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertötete.“ Eine solche Stelle findet sich allerdings in den „Zuständen“⁴⁷⁵⁾. Wenn aber Pfizer hinzusetzt, daß Heine mit dem Eintreten der Revolution „seinen Helden habe mehr und mehr fallen lassen“, so möchte das dem guten Schwaben wirklich so scheinen, dessen langsamer arbeitendes Gehirn dem Zickzack Heinescher Gedankenprünge ohnehin nur mühsam folgte. Aber die Sache selbst war damit keineswegs getroffen.

Ungleich richtiger haben zwei Pariser Kritiker unseren Dichter verstanden, Saint-René Taillandier und ein Ungenannter, der schon weit früher als jener in einem Artikel der *Europe littéraire*⁴⁷⁶⁾ die „Französischen Zustände“ beurteilt. Dieser letztere findet im Gegensatz zu Pfizer, daß Heine auch jetzt noch die „magische Kraft des Namens Napoleon eher überschätzt habe“. (*Peut-être . . . a-t-il exagéré la force magique du mot Napoléon.*) Auch Taillandier, obwohl er zugibt, daß man in dem glänzenden Durcheinander seiner

Urteile (la brillante mêlée de ses appréciations) nicht genau sagen könne, „was er eigentlich liebe und was nicht“, hat im Grunde doch die Stellung, die Napoleon quand même auch in diesem Werke des Dichters noch einnimmt, als eine höchst bedeutende, selbst dominierende empfunden: „Heines großes Idol, der Kaiser, steht in der Mitte des Bildes, in medio mihi Caesar erit . . .“⁴⁷⁷).

Eine mehr gelegentliche Erwähnung Napoleons und der napoleonischen Herrschaft zeigen die beiden Werke, in denen es Heine versucht hat, den Franzosen einen Einblick in das geheimnisvolle Wesen und Weben des deutschen Geistes zu verschaffen, die „Romantische Schule“ und der Aufsatz „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“. Auf den ersten Blick sollte man vielleicht meinen, daß sie, wenigstens das letztere, überhaupt wohl kaum etwas mit dem Cäsar zu schaffen haben könnten, der ein paar Jahre lang auf dem Throne eines benachbarten Landes saß. Bei der „Romantischen Schule“ lag es schon näher; ja, die Rolle, welche die Romantiker im Kampfe gegen Napoleon gespielt haben, möchte zu einer Besprechung des Verhältnisses zwischen beiden herausfordern.

Heine hat sein Buch als eine Fortsetzung des Staëlschen Werks *De l'Allemagne* angekündigt. Das gibt ihm sogleich Gelegenheit zu einer Plänkelei gegen die berühmte Genferin, die das „ganze Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten“ verbraucht habe, um den deutschen Idealismus gegen die „materielle Herrlichkeit der Kaiserperiode“ auszuspielen⁴⁷⁸). Das Wort von dem Materialismus des imperialen Frankreich hat Heine öfter wiederholt, in den „Florentinischen Nächten“, in der „Lutetia“, noch in den „Geständnissen“⁴⁷⁹), an dieser letztgenannten Stelle wieder im Zusammenhang mit der Staël und ihrem Buche. Der Ausdruck „Materialismus“ ist, wie wir wissen, in seinem Munde kein Tadel, wenigstens kein Tadel schlechthin. Hat doch Heine gerade in dem Buche über die deutsche Philosophie bei seiner Einteilung der Denker in entsagungsfreudige, jenseitslüsterne Spiritualisten (Idealisten) und lebensfrohe Sensualisten (Materialisten) sich selbst unter die letzteren gestellt. Das entsprach dem schönheitstrunkenen Geiste des Dichters, freilich auch seiner stark sinnlichen Richtung. Aus dem Volke der Schönheit, aus dem Blute der Cäsaren und der großen Renaissance-menschen, der Medicäer, der Visconti, der Borgia, war nun aber auch Napoleon entsprossen, „der große Klassiker, der so klassisch wie Alexander und Cäsar“⁴⁸⁰).

Das hat Heine ebenso gut gewußt wie Hippolyte Taine. Und

mit dieser Blutsverwandtschaft mochte nun auch anderseits des Imperators Vorliebe für die Tragödien des augusteischen Zeitalters der Franzosen, für Corneille und Racine, zusammenhängen. Zumal der letztere, meint unser Dichter, sei die Amme gewesen, die den Soldaten des großen Heeres und dessen Führern die Gefühle des Heroismus eingeflößt habe. In Wahrheit hat wohl eher Corneille dieses Amt verwaltet, doch ist das hier von minderer Bedeutung. „Die französischen Helden,“ sagt Heine, „die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, sie hatten alle einst Racines Verse gehört, und ihr Kaiser hatte sie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß, wieviel Zentner Ruhm von der Vendomesäule eigentlich dem Racine gebührt“⁴⁸¹).

Diese Herrlichkeit der Kaiserperiode ist durch die Befreiungskriege zerstört worden, und die Romantiker haben dazu mitgeholfen. „Die Herren August Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die ebenso romantisch wie das Däumchen und der gestiefelte Kater, erhoben sich als Sieger“⁴⁸²). Der Spott hat neben den mehr politischen auch rein literarische Gründe, und es soll hier keineswegs behauptet werden, daß Heine die Schlegel nur deshalb gehaßt habe, weil diese Napoleon bekämpft und Proklamationen gegen ihn geschrieben hatten. Anderseits hängt ja freilich seine Abfage an die romantische Schule zweifellos mit den bis zu närrischer Deutschtümelei übertriebenen patriotischen Bestrebungen derselben zusammen. Da zeigt sich wieder im Hintergrunde die Gestalt Cäsars. So ist es denn auch kein Zufall, daß der beißende Hohn, mit dem Heine die grenzenlose Eitelkeit August Wilhelm Schlegels, seines früheren Lehrers und Gönners, verfolgt, zu Bildern und Gleichnissen greift, die gerade Napoleons Leben und Persönlichkeit entlehnt sind oder an diese anknüpfen. „A. W. Schlegel war mit Ausnahme des Napoleon der erste große Mann, den ich damals gesehen“, sagt er einmal bissig⁴⁸³), und an einer anderen Stelle vergleicht er Schlegels Abneigung gegen Molière mit der des Kaisers gegen den Tacitus⁴⁸⁴). Der ironische Vergleich gipfelt in dem Gedanken, daß die beiden „großen“ Männer — der Kaiser und der Romantiker — einer schlechten Behandlung von seiten der beiden Schriftsteller gewiß gewesen, wenn ihr Dasein mit dem Leben jener zusammengefallen wäre. Auf das Molière-Schlegel-Verhältnis angewendet, kann das nur heißen, daß der unsterbliche Komiker aus dem feinen Sonettendichter, Verskünstler und Literaturkenner einen Dadius oder Trissotin gemacht haben würde. Eine noch empfindlichere Züchtigung aber erfährt Schlegels Eitelkeit

durch den Vorwurf, daß er den Franzosen die Poesie abgesprochen habe — „zu einer Zeit, als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improvisierte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern“. Herr Schlegel habe von alledem nichts bemerkt, da er sich nur selber beständig im Spiegel geschaut, und da sei es „wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poesie sah“⁴⁸⁵).

Die Propagandisten der Tat unter den Romantikern, das waren nun aber die Sänger der Befreiungskriege. Es leuchtet ein, daß der auch sonst in seinen Werken so oft hervortretende Gegensatz zwischen ihnen und Heine sich gerade in dieser Besprechung scharf abzeichnen mußte.

Schon aus früher Gesagtem ergibt sich, daß die Sänger und Rhetoren der Kriegsjahre, die Jahn, Arndt, Maßmann und wie sie heißen mögen, sich bei den Liberalen der jüngeren Jahrgänge keines besonders hohen Ansehens erfreuten. Bestenfalls hielt man sie mit ihren ultrateutonischen Schwärmereien für Narren, die sich selber ins Exil oder auf die Festung gebracht hätten, ohne der Sache der wahren Freiheit genützt zu haben. Ihr Mißtrauen und Haß gegen Frankreich, der während der längere Zeit hindurch drohenden Kriegsgefahr von 1831 in Arndts Schrift über die Niederlande von neuem zu Worte kam, dann im Stuttgarter Literaturblatt sich breit machte und aus Börnes Lager die Gegenkundgebung „Menzel, der Franzosenfresser,“ hervorrief, schloß vollends die Möglichkeit eines gegenseitigen Verstehens aus. Denn die liberalen Gegner, besonders die west- und süddeutschen, stellten ja nicht allein in dem Kosmopolitismus ihrer alle Völker umspannenden Freiheitsgedanken den Satz auf, daß es keine Nationen, sondern nur noch Parteien gäbe, sie verehrten auch neuerdings wieder, wie Anno 1789—1792, gerade in den Franzosen die Träger, Verbreiter und rüstigen Vorkämpfer des politischen und geistigen Fortschritts.

Zu allen diesen Gründen einer feindseligen Behandlung der Befreiungskriegsdichter aber trat für Heine — und das gibt seinen Darstellungen erst die eigentümliche Farbe — wiederum die persönliche Vorliebe für Napoleon. Wie es ihm und Byron schier unfaßlich war, daß ein Wellington, ein Blücher den Kaiser bei Mont-Saint-Jean geschlagen, so war Heine der Gedanke unerträglich, daß ein Arndt und Jahn durch ihre kräftigen Lieder und ihre urwüchsige Prosa, ein Görres durch die zündenden Artikel seines rheinischen Götterboten die Stellung des gewaltigen Imperators in Deutschland untergraben haben sollten. Daher sein Bestreben, diese Männer, unter

denen doch auf jeden Fall recht achtbare Größen waren, zu Pygmäen, zu Liliputanern herabzudrücken, die lediglich durch ihre Menge den Riesen zu Fall gebracht, oder gar zu Eseln, welche dem sterbenden Löwen einen letzten Fußtritt versezt hätten. Ja, daß er überhaupt durch die von diesen Tyränen begeisterten deutschen Krieger gefallen, will die Parteilichkeit unseres Dichters nicht zugeben, lieber durch den russischen Winter, lieber selbst durch die Hände der Baschkiren, nur nicht durch diese Deutschen. „Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joch zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir tun alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird“⁴⁸⁶).

Man mag es bedauern, daß Deutschlands großer Lyriker der ehrlichen Begeisterung der Männer von 1813 eine Bedientengefinnung untersahob. Aber dann soll man doch auch nie vergessen, daß Leute vom Schlage eines Schmalz und von der Marwitz diese Parole zuerst ausgegeben hatten.

Am meisten berechtigt ist wohl der Widerwille des Poeten gegen das „idealische Flegeltum“ des in den Kreisen unserer Turner und Alldeutschen denn doch überschätzten Friedrich Ludwig Jahn, einer groben, bäurischen Natur von zweifelhaften Anlagen und einer noch zweifelhafteren Bildung, gegen dessen Charakter und exzentrisches Treiben schon damals und später gewichtige Stimmen laut geworden sind. Heine haßte ihn und mußte den Mann hassen, der in allem sein Antipode war. Freilich waren das Arndt und Görres kaum minder, trotzdem hat Heine nie von ihnen mit solcher Verachtung gesprochen wie von Jahn. Selbst von Maßmann nicht, den er immer noch mehr als komische Person behandelt. Aber Jahn ist ein „Herbergvater“⁴⁸⁷), ein „grober Bettler“⁴⁸⁸), ein andermal wird ihm persönliche Feigheit vorgeworfen⁴⁸⁹), und noch in der „Lutetia“ heißt es: „Der Vater Jahn“ führte eine Mistgabel, womit er auf den Korfen weit wütender zustach als so ein Chateaubriand mit seinem leichten und funkelnden Galanteriedegen“⁴⁹⁰).

Ich glaube in der Annahme nicht fehlzugehen, daß der heftige Grimm und die grenzenlose Verachtung, die Heine gegen Jahn empfand und geflüstertlich zur Schau trug, in geradem Verhältnisse zu der Art stehen, in der sich dieser über den Kaiser Napoleon

und die Franzosen zu äußern pflegte. Sumal die bekannte Kuppelkomödie auf dem Pariser Triumphbogen, wo Jahn die Besiegten in rohester Weise verhöhnte, auch die auf dem Denkmal stehende Viktoria mit Faustschlägen bearbeitete⁴⁹¹⁾, mag dem feinfühligem Dichter jenen stark ausgeprägten Widerwillen gegen den ehrlichen, aber läppischen Gesellen eingeflößt haben, dessen rechthaberisches Wesen, Renommisterei und maßlose Grobheiten auch Eiselen und Immermann und später Gustav Freytag und selbst Treitschke verurteilt haben.

Neben der wichtigen Stelle über die Befreiungskriege, um die ich hier einiges Verwandte gruppierte, ist in den beiden Werken, die von der Geschichte des deutschen Geisteslebens handeln, für unsere Zwecke noch manches andere von Bedeutung. Das Interesse für den gewaltigen Mann, der dem Dichter beim Schreiben beständig über die Schulter sieht, zeigt sich in den immer wiederkehrenden Vergleichen, die Heine zwischen ihm und andern Objekten der inneren und äußeren Wahrnehmung anstellt. Schon an früheren Stellen dieses Buches habe ich von der Sitte gesprochen, Person und Leben des berühmtesten Mannes der Zeit durch malerische Vergleiche und metaphorische Wendungen zu illustrieren. Wir sahen, daß sie schon am Morgen der Konsulatszeit, ja, schon in den Tagen der italischen Kampagne weit verbreitet war. Heine hat das Wesen also schon übernommen, aber, der Originalität seines Genius entsprechend, eigenartig weitergebildet. Ich werde mich über das Typische seiner Manier noch im Schlußkapitel etwas weiter verbreiten und möchte nur das hierher Gehörige kurz zusammenstellen.

In der Epoche der ungetheilten Begeisterung ist Napoleon der Imperator, der Imperator mit sämtlichen Requisiten, die zur Theatergarderobe eines solchen im Corneilleschen Heldendrama gehören. Er ist — wir wissen es schon — der Kaiser, der große Kaiser, der Kaiser. Mehr noch. Er ist auch ein Gott und mit allen Attributen der Götter und der Gottheit ausgestattet; so besitzt er z. B. die unbeweglichen Augen der indischen Götter, an deren Sehnen im Mahabharata die Königin Damajanti ihren Geliebten, den unter ihnen sitzenden Nala erkennt⁴⁹²⁾. Noch nicht genug. Er ist ein ganz anderer Gott als jene verbrauchten Heidengötter, an die niemand mehr glaubt und die Dichtern und Malern, Architekten und Gartenkünstlern seit Jahrhunderten zu Dekorationszwecken haben dienen müssen. Wir hörten, daß sich Heine nicht scheute, den frommen Christen Ärgernis zu geben, indem er seinen Kaiser mit dem eingeborenen Sohn des einen Gottes zu vergleichen wagte.

In der folgenden Zeit, bis über die „Lutetia“ hinaus, wird nun aber dieser „Gott“ wieder mehr vermenschlicht, ja, insofern profaniert, als er zu allen möglichen und unmöglichen Vergleichen scherzhafter wie ernsthafter Natur herhalten muß. Mit wem wird Napoleon da nicht alles zusammengestellt! Mit Wellington⁴⁹³), mit Canning⁴⁹⁴), mit Lafayette⁴⁹⁵), mit Ludwig Philipp⁴⁹⁶), mit noch so und soviel großen und kleinen Menschen und einmal sogar — mit der Cholera⁴⁹⁷)!

Gerade die „Romantische Schule“ und der Aufsatz „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ sind eine Fundgrube der originellsten und überraschendsten Vergleiche.

Daß August Wilhelm v. Schlegel in allerlei komischen Posituren auftreten muß, um in seiner winzigen Kleinheit durch die Zusammenstellung mit dem Riesen Napoleon förmlich zermalmt zu werden, konnten wir beobachten. Ähnlich wird der französische Eklektiker Cousin, gleichfalls einer von Heines unglücklichen Lieblingen, auf die grausamste Art in dem Satze verhöhnt: „Wie man dem großen Victor Cousin schon jetzt nachsagt, daß er fremde Talente zu exploitiert und ihre Arbeiten als die seinigen zu publizieren gewußt: so wird man einst auch von dem armen Napoleon behaupten, daß nicht er selber, sondern Gott weiß wer? vielleicht gar Herr Sébastiani, die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Jena gewonnen habe“⁴⁹⁸).

Neben solchen ausgeführten Vergleichen zeigt sich, etwa seit dem Jahre 1830, bei Heine der Brauch, den Namen Napoleon metaphorisch zu verwenden, ein Brauch, der überhaupt um jene Zeit in der Literatur immer mehr um sich greift. Napoleon ist schlechthin der Held, sein Name par excellence der Ausdruck des Großen, und Heine empfindet es als einen Widersinn, eine *contradictio in adiecto*, wenn der Herzog von Reichstadt oder Herr Thiers ein „kleiner Napoleon“ genannt wird. Diese Stellen finden sich, die erste in den „Französischen Zuständen“⁴⁹⁹), die andere in der „Lutetia“⁵⁰⁰). Der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ aber gehört der originelle Vergleich zwischen Napoleon und Sichte an⁵⁰¹). Wer anders als Heine wäre auf den anscheinend so paradoxen Gedanken verfallen, den Begründer des subjektiven Idealismus und Verfasser der „Wissenschaftslehre“ mit dem Beherrscher der realen Kräfte, der Länder, Städte, Schatzkammern, Geschütz- und Heeresmassen, zusammenzustellen, jene beiden Todfeinde nach ihrer Person und ihrem Denken? Und doch ist ein *tertium comparationis* vorhanden, das „große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und Tat eins sind“, der „kolossale Wille“, durch dessen Schrankenlosigkeit freilich die aufgeführten Ge-

bäude ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie entstanden sind. Heine hat dieses sonderbare und gleichwohl treffende Gleichnis zuerst in der Einleitung zu „Kahldorf über den Adel“ aufgestellt⁵⁰²), dann, wie gesagt, noch einmal, bei Besprechung der idealistischen Philosophie der Deutschen in jenem späteren Werke. Wiewohl er selbst das Gegenteil versichert, war es ihm im Grunde mit diesem Vergleiche völlig ernst. Hierfür spricht in der „Einleitung zu Kahldorf“ die Gruppe ähnlicher und mit jenem in Beziehung und Zusammenhang stehender Gleichnisse. Da wird Kant, der durch seine Erfahrungsphilosophie die Nebel der Metaphysik verscheucht, mit dem kopfschlagenden Robespierre, Schellings Naturphilosophie, „die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguiert“, mit der Restauration verglichen, Hegel ist der Orleans der Philosophie, und ganz folgerichtig wird in diesem Zusammenhang von alten Kantischen Jakobinern, Schellingschen Pairs und Fichteschen Bonapartisten gesprochen.

In den beiden literarhistorischen Essays über die romantische Schule und die Geschichte der deutschen Philosophie handelt es sich, wo er erwähnt wird, um den wirklichen, den historischen Napoleon, dessen Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Geisteslebens wenigstens gestreift und dessen Gestalt, wie wir sahen, sogar benutzt wird, um durch gemeinverständliche Gleichnisse Bewegungen in den höheren und tieferen Regionen des deutschen Denkens den Franzosen faßlicher zu machen. Dagegen ist es mehr der poetische Napoleon, mit dem sich Heine in den Briefen „Über die französische Bühne“ beschäftigt. Schon in den einleitenden Worten dieses Kapitels war von der dramatischen Verwendung der Cäsarenfigur in der Julizeit die Rede und auch davon, daß sie fast ausschließlich auf das niedere Niveau der Volksstücke, Vaudevilles und Melodramen beschränkt blieb. Immerhin mußten diese auch auf höhere Bildungsschichten einen gewissen Eindruck machen, und da ist es denn eine merkwürdige Erscheinung, daß Heine jene populären Stücke so wenig beachtete, während ein Gegner Napoleons wie Börne deren eine ganze Reihe gesehen und es für der Mühe wert gehalten hat, in seinen Briefen umständlich darüber Bericht zu erstatten⁵⁰³).

Heine ist dagegen äußerst sparsam in seinen Mitteilungen über dieses Bühnentreiben; ja, er hat eigentlich nur einmal, und verhältnismäßig spät, in jenem 1837 auf einem Dorfe bei Paris geschriebenen Aufsätze, darüber gesprochen. Hier erzählt er, daß sein Nachbar, ein alter Invalide von der Kaiserarmee, mit Namen Ricou, nach Paris

gewandert ist, um in dem Zirkus von Franconi einer Aufführung der „Schlacht bei Austerlitz“ beizuwohnen. Welches Stück damit gemeint war, läßt sich, da es mehrere des Namens gibt, nicht leicht feststellen; auch dürften Nachforschungen über diese Sache schwerlich der Mühe verlohnen. Auf jeden Fall gehörte es zu der literarischen Fabrikware, die damals mit ihren „spottschlechten“ Versen die Menge begeisterte.

Es wird nun wohl keiner Erörterung bedürfen, warum ein Heine solchen Spektakelstücken, in denen möglichst viele Kanonen und Pulverwagen auftraten und der Held, „das Wünschelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken“, am Wachtfeuer erscheint, keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte. Daß der Erfolg dieser Eintagswesen einzig und allein in der von Hause mitgebrachten Stimmung der Zuschauer wurzelte, darüber bestand bei dem Verfasser der „Grenadiere“ natürlich kein Zweifel: „Da gibt es Kouplets, worin Stichworte sind, die wie betäubende Kolbenschläge auf das Gehirn eines Franzosen, andere, die wie Zwiebeln auf seine Tränendrüsen wirken. Das jauchzt, das weint, das flammt bei den Worten: *Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon . . .* oder wenn gar der Mann selber, l'homme, zum Vorschein kommt, am Ende des Stücks, als *Deus ex machina!*“⁵⁰⁴)

Der Dichter verlangte anderes: „Es ist die Göttin der Tragödie, welche diese hohe Gestalt als rechtmäßiges Eigentum in Anspruch nimmt. Ist es doch, als habe jene Fortuna, die sein Leben so sonderbar lenkte, ihn zu einem ganz besonderen Geschenk für ihre Kousine Melpomene bestimmt.“ Indem Heine hier als beredter Advokat für seinen Helden einen Lohn fordert, den die tragische Muse ihm schuldet, erkennt er es besonders als eine Pflicht der französischen Dichter, „die einzige große Herrschergestalt, den einzigen königlichen Helden, woran das neue Frankreich sein volles Herz weiden kann,“ zu besingen⁵⁰⁵).

Zur Zeit, als Heine diese Worte schrieb, hatte von namhaften Dramatikern eigentlich erst Grabbe eine nennenswerte Abschlagssumme auf jene Schuld geleistet, die Melpomene dem Helden zu zahlen hatte. Heimlich und verstohlen hatten es ja noch andere Poeten getan, in deren Dramen der Stern des Korjen mehr oder minder klar durch die Wolken schimmerte. Später ist es lebendiger auf dem Kothurn geworden, sogar so lebendig, daß es heute schwer hält, nur

die Namen der Napoleondramen alle beisammenzubringen, zumal sie sich größtenteils unter seltsamen Titeln verbergen. In Deutschland hat der dramatische Napoleonekultus, nachdem er früher wie in Frankreich jenen mehr sentimentalen Anstrich gehabt, unter den Jüngstdeutschen eine scharf realistische Kurswendung genommen. Trotz Bleibtrens origineller Versuche steht freilich die große Lösung des Problems eines dramatischen Vollbildes immer noch aus⁵⁰⁶⁾, und auch, was in neuerer Zeit in Frankreich geleistet wurde, ist nicht über Ansätze hierzu hinausgekommen. Heines auf die Heldentragödie hohen Stiles abzielende Forderung ward somit noch nicht erfüllt, aber ihre Formulierung durch den großen Lyriker verliert dadurch nichts an ihrem Werte, und, wenn seine Voraussage noch nicht vollständig eingetroffen ist, so wird sich doch früher oder später das prophetische Wort erfüllen, und der Kaiser wird seinen Corneille, seinen Shakespeare oder seinen Schiller finden.

Die Mittelsperson, deren sich Heine bedient, um die Ansichten über die dramatische Verwertung der Cäsarenfigur zum Ausdruck zu bringen, der Invalide Ricou, führt bequem zu einer anderen Seite seines Napoleonekultus hinüber, dem Verhältnis des Dichters zu den Veteranen der kaiserlichen Heere.

Die ungeheure Anziehungskraft der Persönlichkeit Napoleons wirkte nach dem psychologischen Gesetze der Assoziation ausstrahlend auf alle, die mit ihr in einer, wenn auch noch so entfernten Beziehung gestanden. Nicht allein seine Vertrauten, Mutter, Brüder, Schwestern, Minister, Diplomaten, Generäle, auch Hofräulein, Kammerdiener und — Troßknechte hatten durch die noch so geringfügige Berührung mit ihm für die Mit- und Nachwelt eine Art von Weihe empfangen. Ganz besonders aber seine alten Soldaten, die zudem durch ihre persönlichen Schicksale bei Freund und Feind einer lebhaften Anteilnahme begegneten⁵⁰⁷⁾ und natürlich auch ihrerseits bestrebt waren, die Wechselbeziehung zwischen diesen und den Taten ihres Kaisers, das Einzige, was ihrem armen Leben Interesse verlieh, durch unermüdete Erzählungen wach zu halten. So konnte es kommen, daß das napoleonische Veteranentum unter den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts einen besonderen Typus bildet, der auch in der Kunst und Literatur bis in die späteren Jahrzehnte des abgelaufenen Säkulums eine nicht unerhebliche Rolle spielt, die in einem Gesamtbilde darzustellen eine reizvolle und dankbare Aufgabe sein würde⁵⁰⁸⁾.

Natürlich war diese Rolle nach den Zeiten verschieden. In den ersten Jahren nach den Kriegen tritt der napoleonische Soldat besonders als antiköniglicher Parteimann oder als Verfolgter auf, der sich, wie z. B. die auch literarisch bekannt gewordenen Brüder Bacheville, landflüchtig in der Fremde umhertreibt⁵⁰⁹⁾ oder, wie der alte Grenadier bei Börne, aus Verzweiflung über die Polizeischikanen von der Spitze der Vendômesäule auf das Pariser Pflaster stürzt⁵¹⁰⁾. Nach der Julirevolution ist das anders geworden. Was noch übrig ist von den Trümmern der großen Armee, lebt unbehelligt, aber meist arm in den Städten oder auf dem Lande. Der alte Soldat ist Großvater geworden; frühmorgens sitzt er im Sonnenschein vor seiner Hütte und singt seine napoleonischen Lieder, während das blondgelockte Enkelkind ihm zur Seite mit einem Stückchen Zucker die Rosen füttern will. So der alte Ricou⁵¹¹⁾. Doch ist das Idyll nicht immer so freundlich; wir hörten auch von einem armen Greise, der ohne Beine sich durchs Leben schleppen mußte und eines Abends im Dunkel eines Pariser Gäßchens den menschenfreundlichen Dichter um eine kleine Gabe ansprach. Im Namen des Kaisers; denn noch immer ist der Kaiser sein Gott, der Helfer, dem er jede Not klagen kann, wie in Balzacs erschütterndem Romane der unglückliche Oberst Chabert, als er von allen verlassen ist, die Vendômesäule zur Vertrauten seiner abgrundtiefen Verzweiflung machen will⁵¹²⁾. Noch immer hat ein Fünkchen Hoffnung in den Herzen dieser braven Leute gelebt; erst als die Kunde von dem Tode des Kaisersohnes kommt, ist auch dieses erloschen. Wir erinnern uns der Worte des alten Stelzfußes während der Reise unseres Poeten in die Normandie.

Es ist merkwürdig, wie der deutsche Dichter der Vertraute dieser schlichten Leute wird. Denn es dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, daß die Heineschen Schilderungen zumeist aus persönlichen Erlebnissen und Begegnungen hervorgewachsen sind. Sein Verhältnis zu diesen Kindern des Volkes ist mir ein neuer Beweis nicht allein für Heines Napoleonverehrung, sondern auch für das reiche und gute Herz des Dichters, das sich so gern hinter dem Sprühregen aristophanischer Wiße versteckte.

Auf der Reise nach der Normandie war es auch, wo er, in Dieppe, vom Fenster seiner Wohnung aus den Liedern eines blinden Invaliden lauschte, der auf der Citadelle die Taten des Kaisers in schmermtigen Weisen am brandenden Meere sang. Es ist nur eine Bleifeder-skizze, die Heine von der rührenden Gestalt entworfen hat, aber sie ist mit Raffetschem Stifte gezeichnet. Auf dem alten Ge-

mäuer sitzt, vom Mondlicht umflossen, eine dunkle Gestalt, starr und unbeweglich. Ganze Nächte sitzt der Blinde da und singt. „Das Meer schien seinen Gesängen zu lauschen, das Wort Gloire zog immer so feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauschten und dann wieder still weiter zogen ihren nächtlichen Weg . . . Wenn sie nach St. Helena kamen, grüßten sie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragischen Felsen oder brandeten dort mit schmerzlichem Unmut“⁵¹³).

Unter diese wehmütig ernstesten Bilder hat nun aber Heine auch prächtig humoristische Szenen gemischt, wobei er gern unvermittelt aus einer Stimmung in die andere überspringt, wie das ja seine Art war. So steht dicht neben der Mondscheinlandschaft von Dieppe, die sich den melancholischsten Seestücken seiner Gedichte anreihen ließe, das ergötzliche Gespräch zwischen dem launigen Poeten und dem biedern Ricou, als dieser von der schon erwähnten Vorstellung bei Franconi auf sein Dorf zurückgekehrt ist⁵¹⁴). Mit fieberhaftem Interesse ist der Alte der Aufführung gefolgt, über deren Verlauf er mit köstlicher Naivetät Bericht erstattet. Heines Frage nach dem Kaiser bringt den alten Krieger nun auf eine jener hübschen Soldatenekdoten, die über Napoleon in Menge umliefen und — vielfach in witziger Pointe — die Macht des dämonischen Mannes über die Gemüter der einfachen Menschen und den ungeheuren Respekt, den diese ihm gegenüber empfanden, zum Ausdruck brachten. So auch diese. Vater Ricou hat einst in Savona den gefangenen Papst Pius VII. mit einem entschlossenen *au nom de l'Empereur!* und dem vorgehaltenen Bajonett in seine Gemächer zurückgetrieben. Als streng katholischer Breton muß er nun befürchten, auch noch im andern Leben für seinen Kriegsherrn ins Feuer — der Hölle — gehen zu müssen. „Und doch“ sagte er, „konnte ich nicht anders handeln, ich hatte meine Consigne, ich mußte dem Kaiser gehorchen; und auf seinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott selber das Bajonett durch den Leib gerannt.“

Schalk Heine beruhigt den Alten mit der Versicherung, „daß der Kaiser für alle Sünden der großen Armee verantwortlich sei, was ihm aber wenig schaden könne, da kein Teufel in der Hölle sich unterstehen würde, den Napoleon anzutasten.“

Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen,

läßt schon Goethe den Herrgott zum Teufel sagen⁵¹⁵) und auch der

alte Ricou tröstet sich in der Hoffnung, daß der Fürst der Unterwelt an dem Kanonensfürsten seinen Meister wohl finden werde.

Auf die Gefahr, der Gemeinplätzigkeit und Wiederholung gezogen zu werden, muß ich hier noch einmal daran erinnern, daß der witzige Jude es nicht über sich gewinnen konnte, was ihm der seiner Rasse eigene Spürsinn für das Komische offenbarte, zu verschweigen — und wäre es auf Kosten der heiligsten, auch ihm heiligsten Gefühle gewesen. Ihre komischen Seiten hatten nun aber ganz gewiß jene Biedergreife, mit ihren „verschollenen Uniformen“ und „veralteten Manieren“, deren Äußeres so seltsam von der leuchtenden Gloire abstach, die noch immer wie ein fernes Abendrot ihre armseligen Gestalten überstrahlte. Diesen Kontrast hat Heine in einem seiner „Zeitgedichte“, dem „Tambourmajor“⁵¹⁶⁾, ergötzlich geschildert, dessen Besprechung ich, in der Zeitfolge etwas vorausgreifend, hier einflechten möchte. Auch in der Wahl dieses Stoffes hat unser Dichter einen recht glücklichen Griff getan. Denn der Tambourmajor, „der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten“⁵¹⁷⁾, war eine der charakteristischsten Gestalten des Soldatenlebens der Empirezeit. Eine Menge spaßhafter Anekdoten liefen über den martialischen Gesellen um, der mit seinem gewaltigen Schnurrbart für manches harmlose Gemüt ein noch echterer Repräsentant der kaiserlichen Herrschaft sein mochte als der petit caporal selbst mit seinem kleinen Körper und seiner scheinlosen Uniform⁵¹⁸⁾.

Wenn er mit Trommelwirbelschall
Einzog, in Städten und Städtchen,
Da schlug das Herz im Widerhall
Den Weibern und den Mädchen.

Die siegende Gewalt des Kaisers hat dieser Vertreter des Empire geteilt, nur kam sie auf einem andern Gebiete zur Geltung:

Der Kaiser die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

So muß er auch Sturz und Elend seines Gebieters teilen:

Sie ernteten beide den Sündenlohn
Und nahmen ein schlechtes Ende.
Es fiel der Kaiser Napoleon
Den Briten in die Hände.
Wohl auf der Insel St. Helena,
Sie marterten ihn gar schändlich;
Am Magenkrebs starb er da
Nach langen Leiden endlich.

Auch der Tambourmajor ward seiner Stelle entsetzt. Um das nackte Leben zu fristen, ist er Hausknecht in einem Gasthof geworden, muß den Ofen heizen, muß Wasser schleppen und sich von übermütigen Gästen ärgern und plagen lassen, wie sein Kaiser von dem elenden Hudson Lowe. Die etwas frivole Schlußpointe:

Laß ab mit Spöttelei'n, o Fritz!
Es ziemt Germanias Söhnen
Wohl nimmermehr, mit schlechtem Wiß
Gefallene Größe zu höhnen.

Du solltest mit Pietät, mich beacht,
Behandeln solche Leute;
Der Alte ist dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite,

diese Pointe, durch welche der Dichter in einer uns schon vom „Le Grand“ her bekannten Manier⁵¹⁹) gewissermaßen einen Akt poetischer Gerechtigkeit an einem der herzlosen Nörgler des armen Soldaten vollzieht, ist erst später angehängt worden. Ursprünglich lautete der Schluß harmloser.

Ein Umstand von Bedeutung. In dieser ursprünglichen Fassung nämlich zeigt das Gedicht eine unverkennbare Verwandtschaft mit Victor Hugos *A un soldat devenu valet*⁵²⁰), dem Porträt eines Kameraden des Tambourmajors, der später als Diener seiner Herrin, einer frömmelnden alten Marquise, den bissigen Mops Hund in die Kirche nachträgt. Eine Beeinflussung des einen Autors durch den andern liegt hier um so näher, als beide Gedichte dem Jahre 1843 entstammen und Heine seine Verse gerade ein Vierteljahr, nachdem Hugo die seinen geschrieben, in der von Freund Laube geleiteten „Zeitung für die elegante Welt“ veröffentlichte⁵²¹).

Die Unterschiede in der Darstellung werden meine Vermutung eher stützen als widerlegen. Jeder der beiden Dichter ist natürlich der Stimmlage seines poetischen Talentes gemäß verfahren: an Stelle des hugoschen Pathos, das namentlich im Schlußwort noch einmal voll ertönt:

L'ancien lion rugit de honte dans ton cœur!

ist bei Heine die humoristische Behandlung getreten, doch so, daß eine Teilnahme des Dichters für den Krieger Napoleons unverkennbar ist, während die Pfeile seines Spottes auf dessen Gegner zielen, die Engländer und die von Körners Liedern begeisterten Deutschen:

Entsetzliche Verse! sie klangen ins Ohr
Gar schauerhaft den Tyrannen!
Der Kaiser und der Tambourmajor,
Sie flohen erschrocken von dannen.

Nur einmal hat Heine eigentlich auf Kosten eines napoleonischen Veteranen seinen Wiß spielen lassen, in den amüsanten, aber frivolen Novellenskizzen der „Florentinischen Nächte“, in deren zweiter ⁵²²⁾ ein alter Offizier der Kaiserarmee eine recht betrübliche Rolle spielt. Schon das Verhältnis des Zwerges Türütü — dessen Name, nebenbei bemerkt, aus Béranger entlehnt sein könnte ⁵²³⁾ — und die öfteren Vergleiche dieses einer umherziehenden Possenreißerbande angehörigen Ungetüms mit Napoleon, vor allem die barocke Parallele, die zwischen des Kaisers Tod auf St. Helena und dem kläglichen Ende jener Mißgeburt gezogen wird, lassen auf eine eigentümliche Laune des Poeten schließen, der bisher bei allem Wechsel der Stimmungen noch niemals seinem Helden den Respekt versagte. Immerhin umschleiert ein wehmütiger Humor diese Sterbescene des elenden Zwerges, der die Karikatur als solche weniger fühlbar macht. Ganz anders die Schlussscene der zweiten Nacht. Diese selbst ist eine Ichnovelle, der darin auftretende Maximilian augenscheinlich kein anderer als der Dichter selber. Er erzählt uns, zwar in der anmutig scherzendsten Form, aber ohne dem Leser etwas von den Präliminarien zu ersparen und ihn über seinen Erfolg im geringsten im Zweifel zu lassen, wie er die leichtfertige Tänzerin Laurence, die junge Gattin eines alten kaiserlichen Offiziers, der unter Ludwig Philipp wieder Dienste genommen, verführt habe. Derartige Szenen finden sich nun zwar in der gleichzeitigen Literatur öfter — das umgekehrte Verhältnis einmal bei Börne — und es wäre an und für sich töricht, aus einer solchen „poetischen Lizenz“ auf die mehr napoleonfreundliche oder -feindliche Stellung des Autors einen Schluß ziehen zu wollen, wenn nicht auch in dem Ton der übrigen Darstellung eine Änderung im Urteil Heines über den Kaiser und das Kaisertum hervorträte, die wir zwar schon nach dem Ausbruch der Julirevolution beobachten konnten, welche aber seit den „Französischen Zuständen“ entschieden Fortschritte gemacht hat.

Wo Napoleon in den „Französischen Zuständen“ und den diesen annähernd gleichzeitigen Schriften Heines Mißbilligung findet, da geschieht es fast ausschließlich, wenn der Sohn der Freiheit wegen seiner Treulosigkeit gegen die Mutter, der Testamentsvollstrecker der großen Revolution wegen versäumter Amtspflicht gestraft werden soll. Immer

steht das Verhältnis zur Revolution in erster Linie, und der Tadel ihres Exekutors, der freilich dazwischen auch manchmal wieder umgekehrt als ihr Bändiger auftritt, erscheint doch dadurch in milderem Lichte, daß der Publizist nicht aufhört, dem großen, wenn auch nicht konsequenten Revolutionsmann eben als Revolutionsmann seine Verehrung zu zollen. In den zuletzt besprochenen Schriften tritt hingegen wieder das Kaisertum als solches mehr in den Vordergrund; aber es ist nicht mehr der goldig flutende Märchentraum des „Le Grand“, es ist ein in realistischer Beleuchtung, manchmal sogar in der pessimistischen Farbengebung Börnes, gehaltenes Bild des Imperialismus. „War wirklich die Zeit des Kaiserreichs in Frankreich so schön und beglückend,“ fragt Heine, „wie diese Bonapartisten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantès, uns vorzuprahlen pflegen?“ Heine, der Heine von 1837, will es nicht glauben. Wenigstens sagt er: „Die Äcker lagen brach, und die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt. Überall Muttertränen und häusliche Verödung“⁵²⁴). Das ist ein neuer Ton in dem freilich ohnedies vielstimmigen, auch an Dissonanzen nicht armen Konzert der Heineschen Napoleonweisen. Nur ganz gelegentlich hatte er auf diese Seiten des Empire hingedeutet⁵²⁵). Und wenn er nun die Hoffnungen und Träume der Bonapartisten mit dem Kausche eines armseligen Bettlers vergleicht, dem der genossene Brantwein die Hütte in einen Palast verwandelt, so mag er in der Sache recht oder unrecht haben; auf jeden Fall hat er vergessen, daß das Bild auch auf ihn selbst seine Anwendung findet und, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, der Dichter des „Le Grand“, zu den hochgradigen poetischen Deliranten gezählt werden muß.

Höchst bezeichnend in seinen Ausführungen ist schon der Ton, in dem die Herzogin von Abrantès, die Gattin des Marschalls Junot, erwähnt wird. Die geistreiche Freundin Balzacs, deren Lebensbild vor einigen Jahren die dänische Schriftstellerin Mathilda Malling in einem anmutigen Buche gezeichnet hat⁵²⁶), gab in den Jahren 1831—1835 in einer stattlichen Reihe von Bänden ihre Memoiren über die Revolution und Kaiserzeit heraus⁵²⁷). Eine leidenschaftliche Verehrerin Napoleons, „zu dem sie jeden Abend und jeden Morgen wie zu dem Schutzgeist Frankreichs betete“, war sie doch schon infolge ihrer unbezwinglichen Neigung zur Medisance, — Napoleon selber hatte sie in den guten Tagen mit dem Ehrentitel einer petite peste ausgezeichnet — und wegen ihrer Empfindlichkeit gegen die Zurücksetzung Junots, ihres Gemahls, durch den Kaiser immerhin

etwas mehr zur kritischen Beurteilung aufgelegt, als die „Evangelisten“ von St. Helena in ihrer bedingungslosen Anbetung des von den Engländern gekreuzigten Weltheilandes. Die Schonungslosigkeit und Pikanterie, mit der die glänzende Schriftstellerin von noch lebenden oder eben erst verstorbenen Personen sprach, machte ihre Denkwürdigkeiten zu einem der gelesenen Bücher Europas, das auch, von L. v. Alvensleben ins Deutsche übersetzt, von der Kritik sehr günstig besprochen und von manchen hoch über die historischen Schriften der Frau v. Stael gestellt wurde⁵²⁸). Daß Heine dieses Buch, das er nur an der einen Stelle erwähnt und das allerdings eine Verherrlichung der Kaiserregierung enthält, mit einem fast verächtlichen Seitenblick aus der Hand legt, deutet schon an und für sich auf einen Stimmungswechsel, der sich in der Seele des Schriftstellers vollzogen haben mußte. Allerdings hatte er bereits früher die allzu große Ruhm- und Eroberungssucht des Empire hin und wieder getadelt. Man wird sich dessen aus den Bemerkungen über die Herstellung des Standbildes auf der Vendôme Säule erinnern⁵²⁹). Aber der Ruhm selbst, nach dem diese Sucht verlangte und dessen Füllhorn die Kaiserzeit in so reichem Maße ausgoß, er hatte mit seinem Strahlenglanze doch immer wieder in dem unwilligen Politiker den Poeten mitfortgerissen. Jetzt scheint diesem das Kaisertum nur aus „Ehrenkreuzen, Epauletten, contributions volontaires, spanischen Gemälden, Herzogtümern in vollen Zügen“ und anderem Prunkwerk zu bestehen⁵³⁰). Diese Ausdrücke sind wörtlich in den Briefen „Über die französische Bühne“ zu lesen.

Kaum günstiger ist die Bewertung der Heldenepoche in den „Florentinischen Nächten“, die sich von der obigen höchstens wieder durch die Beigabe schlüpfriger Randbemerkungen unterscheidet: „Ich spreche von der Zeit des Empires, von der Zeit der goldenen Adler, der hochfliegenden Federbüsche, der griechischen Koiffüren, der Gloire, der militärischen Messen, der offiziellen Unsterblichkeit, die der Moniteur dekretierte, des Kontinentalkaffees, welchen man aus Sichorien verfertigte, und des schlechten Zuckers, den man aus Runkelrüben fabrizierte, und der Prinzen und Herzöge, die man aus gar nichts machte. Sie hatte aber immer ihren Reiz, diese Zeit des pathetischen Materialismus Talma deklamierte, Gros malte, die Bigotini tanzte, Maury predigte, Rovigo hatte die Polizei, der Kaiser las den Ossian, Pauline Borghese ließ sich mulieren als Venus und zwar ganz nackt. . . .“⁵³¹).

Gleichgültig, ob das Kolorit solcher Bilder um eine Nuance ernster oder heiterer gehalten war, die Grundstimmung ist nicht zu verkennen. Diese hält im wesentlichen auch in dem umfangreichsten der politisch-publizistischen Werke des Dichters, in der „Lutetia“, an. Die einzelnen Aufsätze, aus denen das erst viel später unter jenem Namen herausgegebene Werk zusammengeschlossen wurde, sind bekanntlich in den Jahren 1840—43 als Korrespondenzartikel für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben. Die „Lutetia“ ist also in ähnlicher Weise entstanden wie die „Französischen Zustände“. Über ihren politischen und kulturgeschichtlichen Wert gehen die Ansichten auseinander, doch wird man schwerlich irre gehen, wenn man sie mit dem Dichter für die reifste seiner politischen Schriften hält. Sehr gut aber hat Strodtmann⁵³²⁾ auf einen Umstand hingewiesen, der für die Beurteilung auch der Napoleon betreffenden Passagen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sein muß, den „Alpdruck eines inneren Zwanges“, der neben dem äußeren Joch der Zensur auf ihr lastet.

Was hat man darunter zu verstehen? Wer die Frage zu beantworten sucht, steht einem äußerst komplizierten Bilde gegenüber. Um die Mitte der dreißiger Jahre, vielleicht etwas später, ist bei Heine, ich möchte nicht sagen eine Abnahme der poetischen Gestaltungskraft, aber ein Zustand geistiger Ermüdung bemerkbar, wie er sich bei Neurasthenikern, namentlich solchen, die ihre Nerven durch die Lebensführung in einem medizinisch ungeeigneten Milieu noch selbst weiter zerrütten, erfahrungsgemäß von Zeit zu Zeit und namentlich in dem Lebensalter, in dem sich der Dichter damals befand, einzustellen pflegt. Äußere und innere Umstände, die ihn noch verschlimmern mußten, waren in Menge vorhanden. Politische und literarische Kämpfe, die mit den durch Menzels Denunziation eingeleiteten Verfolgungen gegen das „Junge Deutschland“ und mit anderen Verhältnissen zusammenhingen, Geldsorgen, Schulden, die ein vorübergehendes Zerwürfnis mit dem reichen Onkel Salomon in Hamburg bedrohlich gestaltete, lasteten zeitweilig auf dem Dichter, und sie sind auch die Veranlassung gewesen, daß Heine, um seine finanzielle Lage zu verbessern, während des Jahres 1837 und noch darüber hinaus an die Gründung einer deutschen Pariser Zeitung gedacht hat. Der Erfolg dieses später wieder aufgegebenen Planes war davon abhängig, daß die preussische Regierung dem Vertrieb des Blattes in ihren Landen keine Hindernisse in den Weg legte. Die Art und Weise, wie sich Heine dem alten Gegner damals zu nähern suchte,

besonders die in dieser Angelegenheit an Varnhagen gerichteten Briefe⁵³³), lassen nicht verkennen, daß er in seiner Notlage bis an die Grenze dessen zu gehen gewillt war, was die Manneswürde vorschreibt, und es berührt aus dieser Feder nicht angenehm, wenn er sich in der Verteidigung seiner dermaligen politischen Gesinnungen auf die nicht „allzu große Vergötterung der Franzosen“ in den Briefen „Über die französische Bühne“ beruft.

Nun sind ja anderseits die Stellen über Napoleon in diesen und den „Florentinischen Nächten“ vor jener Anknüpfung geschrieben und können also keineswegs etwa den Preußen zu Liebe verfaßt worden sein. Aber die Ermüdung, von der wir sprachen, dürfte doch auch auf sie mit eingewirkt haben. Denn diese Ermüdung und Ernüchterung zeigt sich ganz besonders in Heines Denken über politische Dinge und alles, was damit zusammenhing. In Zeiten, wo man an einer Verwirklichung seiner Ideale in jeder Hinsicht verzweifelt, pflegt man auch früher bewunderte Menschen mit anderen Augen anzusehen. Freilich ist Heine nie reiner „Idealist“ gewesen. Dazu sah er zu scharf, und schon in seiner Jugend mischte sich in das Gefühl der Bewunderung bei ihm stets die durch sein Naturell bedingte Skepsis. Aber je mehr diese letztere wuchs, umso mehr mußte sie jene ersticken. Das gilt ganz besonders von der „Lutetia“. Nun könnte man mir die folgende Periode seines literarischen Schaffens entgegenhalten, wo er zu seinem Idol zurückkehrte. Und da muß man denn leider zugeben, daß auf die Darstellung Napoleons in dem soeben erwähnten Buche auch ein Einfluß der französischen Staatspension nicht ganz von der Hand zu weisen sein wird. Die unglücklichen Verhältnisse, die den Dichter zur Annahme des fremden Geldes zwangen, sind im Vorausgehenden kurz angedeutet. Ist nun auch der Einfluß jener bescheidenen Summe, welche die französische Regierung den politischen Flüchtlingen gewährte, auf Heines Schriftstellerei von feindlicher Seite gehässig übertrieben worden, auf jeden Fall machte die Annahme des Geldes es dem Publizisten unmöglich, gegen eine Regierung zu schreiben, deren materielle Hilfe er in Anspruch nahm, mochten sich die französischen Minister auch noch so wenig darum kümmern, was der politisierende deutsche Poet in die Augsburger Zeitung schrieb⁵³⁴). Das alles betrifft vielleicht weniger seine Auslassungen über den ersten Napoleon selbst als vielmehr jene in der „Lutetia“ ziemlich zahlreichen Äußerungen über die auf eine Herstellung des Kaisertums hinarbeitende Partei der Bonapartisten, doch ist, wie man sehen wird, beides nicht voneinander zu trennen.

a61840!

→

Mit den besprochenen Verhältnissen hängt auch zusammen, daß der Dichter bei dem um zehn Jahre späteren Erscheinen seiner für die „Allgemeine Zeitung“ geschriebenen Korrespondenzartikel in Buchform eine Reihe der schärfsten Stellen über Napoleon und Napoleonisches gemildert oder ganz weggelassen hat. Ich will auch dieses Verfahren nicht beschönigen; doch erscheint es in milderem Lichte, wenn man daran denkt, daß der Verfasser in beiden Fällen wieder unter einem Zwange stand, dort der Rücksicht auf Ludwig Philipp und seine Regierung, hier — und im letzten Falle war der Zwang viel stärker — auf das gleich dem Regimente des Oheims in allen Presssachen scharf durchgreifende zweite Kaiserreich. Jedenfalls legt Heines Verfahren die Pflicht auf, überall auf die ursprünglichen, von dem späteren Text oft stark abweichenden Varianten zurückzugehen, was in meiner Darstellung auch geschehen ist.

Doch ist Heine nicht eigentlich Unehrllichkeit oder Verleugnung seiner Ansichten vorzuwerfen. Denn, allenfalls abgesehen von einer Äußerung Heinrich Laubes, liegt meines Wissens kein Zeugnis dafür vor, daß er über die bonapartistische Partei und deren Haupt, den Prinzen Ludwig Napoleon, um die Zeit von 1840 anders gedacht hätte, als er in seinen damaligen Artikeln geschrieben hat. Was nun den Laubeschen Bericht (in den „Erinnerungen“) betrifft, so ist ja nicht zu bezweifeln, daß dessen Verfasser Heine genau gekannt und in vielem richtig beurteilt hat. Man glaubt es gern, daß bei Laubes Besuch in Paris im Jahre 1839 der Dichter der „Reisebilder“ Äußerungen getan haben mag wie diese: „Ich gehöre zu keiner Partei oder doch nur zu meiner Partei“⁵³⁵), und man sieht Heine auch darin nicht übel gezeichnet, wenn der schlesische Gastfreund von ihm berichtet: „Wie sein Napoleonkultus . . . zeigt, hätte ihm wohl ein geniales Kaisertum à la Cäsar am besten zugefagt, unter welchem alle Tage ein Geniestreich ins Leben treten könnte, ohne von Kammern und Grundgesetzen behindert zu werden“⁵³⁶). Nun sagt Laube an einem anderen Orte: „Heinrich Heine war damals (die Zeit ist diesmal 1836) der einzige Mensch, der an eine Auferstehung der Napoleoniden glauben mochte. Ein Poet! Und nicht ohne Maniertheit! rief man, wenn seiner Napoleongedichte erwähnt wurde“⁵³⁷). Der Zusatz und die vage Form der Äußerung kennzeichnen diese als eine vornehmlich aus den früheren Schriften des Dichters abstrahierte Vermutung des Publikums über dessen „Bonapartismus“. Als weiter nichts. Zudem ist, wie gesagt, die Rede von 1836. Später aber, bei Laubes Besuch in Paris, habe Heine „diese Frage viel

ernsthafte und nüchternere vertreten, als er andere politische Fragen vertrat“. Er habe besonders auf die Leute in der Provinz, die Bauern, gedeutet und hinzugesetzt: „Es fehlt nur an den Posaunen. Sobald die Posaunen dröhnen, werden es Resurrektionsposaunen, und die Reste der großen Armee samt all ihren Kindern und Vettern stehen auf und schreien Vive l'empereur!“ Er soll hinzugefügt haben, daß die Menge eine greifbare Standarte brauche und Nuancen der Charte für den Bauern spitzfindiger Kram seien. Die napoleonische Standarte allein sei greifbar.

Wie bemerkt, redet Laube aus späterer Erinnerung. Wenn aber die Worte auch genau so von Heine gesagt worden sind, wie jener angibt, so scheinen sie mir doch weiter nichts zu beweisen, als daß dieser die unzweifelhaft richtige Beobachtung ausgesprochen habe, daß in der Tiefe der französischen Volksseele, gewissermaßen unter die Schwelle des Bewußtseins gedrückt, noch immer starke Sympathieen für den einstigen Herrscher bestanden und daß sie bei sich bietender Gelegenheit — „sobald die Posaunen dröhnen“ — erwachen könnten. Erzählt doch Theodor Mundt, daß es in den Provinzen Leute gegeben, die noch bei Napoleons III. Thronbesteigung sich nicht ausreden ließen, der geliebte alte Kaiser sei von St. Helena zurückgekommen⁵⁸⁸!

Einen Glauben an nahe Aussichten der politischen Partei der Bonapartisten oder Sympathieen für deren Bestrebungen scheinen mir aber Heines Worte nicht zu beweisen, und wenn er solche 1839 auch wirklich gehabt haben sollte, so konnte er 1840 seine Ansichten darüber geändert haben. Zumal nach dem gänzlichen Fehlschlagen des Boulogner Landungsversuchs, von dem noch die Rede sein wird.

Auch sonst erfreute sich der Bonapartismus in den dreißiger und vierziger Jahren keines übermäßigen Ansehens, weder in Frankreich noch im Auslande. So dachte z. B. auch Guzkow von ihm äußerst geringschätzig und erging sich über die Mitglieder der ehemaligen kaiserlichen Familie in Ausdrücken, welche die von Heine über den Prätendenten Prinzen Ludwig Bonaparte gebrauchten an Verachtung weit übertreffen. Die „Fettflecken in den Hermelinen Europas“, die „Nebelflecken einer Unsterblichkeit“ beliebt er sie zu nennen, und in dem Aussterben der direkten Nachkommenschaft des Kaisers, das andere so tief betrauertem, glaubt er gerade umgekehrt eine dem Helden-grabe auf St. Helena dargebrachte Huldigung des Weltgeistes zu sehen, die „den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken traurig zu machen“⁵⁸⁹). Auch die Frage, ob die Napoleoniden etwas von der Zukunft zu erhoffen

hätten, glaubte Guzkow verneinen zu müssen⁵⁴⁰). Außer einigen Überbleibseln des großen Heeres — darunter Graf Montholon, der Getreueste der Treuen von St. Helena — wollten nur Abenteurer vom Schlage eines Perfigny in dem Sohne der interessanten Königin Hortense einen neuen Cäsar erkennen. Den „Don Quichote des Kaisertums“ nannte ihn damals die „Kölnische Zeitung“ geschmackvoll.

Auch die literarische Tätigkeit des Prätendenten erfreute sich nur geringer Achtung. Die von ihm 1832 im Sinne einer bonapartistischen Restauration geschriebenen *Réveries politiques*⁵⁴¹) wurden von der Welt wirklich als „Träumereien“ eines Schwärmers angesehen, und als seine sieben Jahre später erschienenen „Napoleonischen Ideen“ von einem Freiherrn von Biedenfeld ins Deutsche übertragen waren, erklärte ein angesehenes Organ der Kritik das Buch einer Übersetzung überhaupt für unwert⁵⁴²).

Zwar enthielten diese Schriften, zu denen noch ein dritter Aufsatz, *L'Idée Napoléonienne*⁵⁴³), gerechnet werden darf, eine Menge von geistvollen Ausführungen im einzelnen; aber der Prinz hatte den unmöglichen Versuch gemacht, den Mann, der, so hoch man auch von ihm denken mag, doch nur, wie Heine in der „Lutetia“ richtig sagte, eine „glänzende Tatsache“ war⁵⁴⁴), zur Idee zu stempeln.

Wohl hatte auch unser Heine vor vielen Jahren — bei Gelegenheit des „Le Grand“ — das Wort in einem Brief an Varnhagen ausgesprochen⁵⁴⁵). Aber was ein junger Dichter sich in seinem sechsundzwanzigjährigen Poetenkopfe zurechtgedacht und auch wirklich einmal in einer höchst geistreichen Federzeichnung ausgeführt hatte, das versuchte hier — und darin liegt der Unterschied — ein Politiker mit einem ebenso großen Aufwand an spitzfindigem Machiavellismus wie an träumerischer Phantastik zu beweisen. Der Ideologe im Hause Cäsars! Diese „napoleonische Idee“ bestand nach dem Neffen in der Versöhnung von Ordnung und Freiheit, von Staatsrechten und Autoritätsprinzipien⁵⁴⁶). Auch die Äußerungen des Kaisers über die letzten Ziele seines politischen Handelns suchte der Neffe in ein System zu bringen, als dessen Spitze die Bildung einer europäischen Assoziation erschien, mit dem verlockenden Luftbilde allgemeiner Freiheit und eines ewigen Friedens, mit einem internationalen Kodex und Kassationshofe zur Beilegung von Irrtümern und Streitigkeiten⁵⁴⁷).

Neben diesen Schwärmereien standen freilich manche treffende Bemerkungen über Napoleon als den Mann, der die durch die Revolution geweckten Fortschrittsgedanken verbreitet, den Feudalismus

beseitigt und der Industrie, für die und deren Vertreter auch der Neffe ein besonderes Interesse und Verständnis zeigte, Bahn gebrochen hatte. Aber, als Ganzes betrachtet, waren diese Schriften doch höchstens Luftschlösser, Utopieen, die ihren Verfasser nicht in den Ruf brachten, der Verkünder eines neuen Evangeliums zu sein⁵⁴⁸).

Und das um so weniger, als die ersten Versuche des Prinzen, aus der grauen Theorie in die grünen Auen der Praxis hinüberzuspringen, das Straßburger Attentat und die Landung bei Boulogne, mit einem glänzenden Fiasko geendet hatten, das den Hauptdarsteller dieser Tragikomödie dem in Frankreich gefährlichsten Fluche, dem der Lächerlichkeit, preisgab.

Neben den geschilderten Verhältnissen kommen aber für die Darstellung in Heines „Lutetia“ noch andere Gesichtspunkte in Betracht. Die Zeit von 1840 war die einer politischen Ermüdung, wenigstens in Frankreich, einer Ermüdung, die den ähnlichen Zustand des Dichter-Publizisten in merkwürdiger Weise als Allgemeinerscheinung begleitete und wiederum auf jenen noch verschlimmernd eingewirkt haben mag. Während in Deutschland trotz des Mißlingens aller freiheitlichen Bestrebungen in den vorausgegangenen Jahrzehnten und trotz der nicht minder zu Wasser gewordenen Erwartungen, die man vielfach an den preußischen Thronwechsel geknüpft hatte, ein gewisses Erstarken des politischen Gefühls hervortrat, war Frankreich oder doch jedenfalls das herrschende Justemilieu in einem offenen Niedergange begriffen. Das Gefühl einer trägen Unfruchtbarkeit lastete auf dem Lande.

Die Trikolore in Paris
Schaut traurig herab von den Türmen.

Der Eigensinn des alternden Königs, der, obwohl doch im eigentlichen Sinne ein Herrscher von Volkes Gnaden, einer absoluten Regierung zustrebte, die öden Kammerdebatten zwischen ausschließlich von materiellen und persönlichen Interessen geleiteten Fraktionen, das ewig sich wiederholende Frage- und Antwortspiel: „Thiers oder Guizot? — Guizot oder Thiers?“, die rücksichtslose Vernachlässigung der Lage der unteren Klassen durch die herrschende Bourgeoisie, das alles hatte den Liberalismus des Bürgerkönigtums längst um den Kredit gebracht. Aber auch der Glanz des Heldenzeitalters, auf dessen Trümmern jenes aufgebaut war und mit dessen Trophäen es seinen Thron schmückte, war durch das allmähliche Aussterben seiner ehemaligen Repräsentanten und durch die immer stärker werdende

Verschiebung der Interessen merklich verblühen. Die Zeit war gekommen, wo statt der Einzelnen die „Chöre agieren“, die Massen, wie das Guzkow in seinen „Säkularbildern“ sehr richtig betont hat. Und auch die Entfaltung kriegerischer Massen, die jener große Korse beherrschte, auch sie war es nicht mehr, was die Menschen in erster Linie anzog. Nicht die Könige und Türme des Schachbrettmeisters von Austerlitz, die Bauern und Läufer waren jetzt an der Reihe. Schon in den „Reisebildern“ hatte Heine einmal Napoleon als den „letzten Eroberer“ bezeichnet⁵⁴⁹⁾, und jetzt, in der „Eutetia“, nennt er James Watt, den englischen Baumwollspinner, als seinen Nachfolger in der Herrschaft über die Völker. Die Zeit war erfüllt, wo die Industrie, deren Johannes der Kaiser mit dem Schwerte gewesen, ihr Weltreich eröffnen sollte.

Der saujende Webstuhl war in die vordere Linie des Lebens gerückt, und die starre Gewehrpyramide stand nur noch in der zweiten. Mit der Entwicklung der Industrie war die Arbeiterfrage gekommen; hinter dem dritten Stande, der sich in der großen Revolution die „Menschenrechte“ erkämpft hatte, trat mit weitgehenden Forderungen ein vierter auf den Plan, neben den alten politischen Parteien der Legitimisten, Orleanisten, Republikaner und Bonapartisten hatten sich die sozialen Gruppen der St.-Simonisten, Fourieristen und Kommunisten gebildet, denen Heine ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, wenn auch der Schönheitsinn des Dichters vor den Zerstörungen zurückbebt, mit denen diese ungestümen Förderer Kultur und Kunst bedrohten. Hat er doch die Zertrümmerung der Vendomesäule, genau so, wie sie im Jahre 1871 durch die Kommune stattfand, auf das unzweideutigste vorausgesagt!⁵⁵⁰⁾

Im „Le Grand“ war der Kaiser, in der „Eutetia“ ist nach des Dichters eigenem Geständnis die „soziale Bewegung“ der Held des Buches. Zwar nimmt jener neben dieser trotzdem noch einen bedeutenden Platz ein; aber es wird nach dem Gesagten erklärlich, daß die Gestalt Napoleons einen großen Teil ihres Zaubers eingebüßt, verloren hat in den Augen des immer reifer, aber auch immer kälter gewordenen Mannes, der jetzt vorzugsweise von anderen Interessen bewegt wird und obendrein, wie wir sahen, durch äußere und innere Verhältnisse darauf hingewiesen ist, seine Feuilletons möglichst auf die Tonlage des Indifferentismus zu stimmen.

Auch jetzt noch wird die alte Vorliebe für den Helden hin und wieder hervorbrechen, aber schwächer und in blässeren Farben als in den „Französischen Zuständen“. Immer kühler und kritischer

wird ihm gegenüber des Dichters Haltung, manchmal fast feindselig, wenn sich auch, wie ich wiederhole, die Spitze eigentlich weniger gegen Bonaparte richtet als gegen die Bonapartisten. Mehr und mehr verliert aber der einstige Gedankengebietet die zentrale Stellung im Geiste des Dichters; seine Gestalt dient zur Verzierung, die Nennung seines Namens wird zur Floskel, zur bequemen Metapher, die nur beiläufig verwendet wird, um irgend einen anderen Gegenstand in grellere Beleuchtung zu rücken oder eine geistreiche Pointe auszusprechen.

Merkwürdig, daß dies zu einer Zeit geschah, wo der letzte Triumphzug des Helden sich vorbereitete. Soeben hatte nach langem Zögern das Julikönigtum den höchsten und den gefährlichsten seiner aus dem Kartenspiel des großen Kaisers gestohlenen Trümpe auf den Tisch gelegt. Thiers, damals der maßgebende Minister Frankreichs, der durch den politisch recht zweifelhaften Schachzug eine Herzensangelegenheit erledigte, hatte nach vorheriger Verständigung mit der englischen Regierung durch seinen Kollegen de Rémusat am 12. Mai 1840 die Frage der Überführung von Napoleons Leiche vor die Kammer bringen lassen, die dem Vorschlag begeistert zustimmte und sich nur hinsichtlich der Kosten etwas gar zu Louis-Philippisch knauserig zeigte, indem sie statt der verlangten zwei Millionen Franken deren bloß eine für die nationale Ehrensache bewilligte.

Denn als eine Ehrensache mußte die Erfüllung des Wunsches von der Nation betrachtet werden, des letzten Wunsches, den der sterbende Held auf seinem Todbett geäußert hatte, an den Ufern der Seine, inmitten des französischen Volkes, ruhen zu dürfen. Schon bald nach seinem Ende hatten treuherzige Waffengefährten und begeisterte Dichter ihre Stimme dafür erhoben. In Deutschland hatte Karl Immermann dem Gedanken in sympathischer Weise Ausdruck verliehen⁵⁵¹). Was unter dem bourbonischen Scepter unmöglich war, forderte mit Ungeßüm das Volk nach dem befreienden Gewitter der Julirevolution. Barthélemy tat das⁵⁵²), und Victor Hugos Zornruf haben wir vernommen, als die französische Kammer ablehnte⁵⁵³).

Laut in sein Pantheon der Franken Volk dich ruft,

sang damals auch Wessenberg⁵⁵⁴) und wirklich wollten die Rufe nicht mehr verstummen. Erst eine Woche vor dem erwähnten Kammerbeschluß hatte, an Napoleons Todestage, der *Courrier français* mit bitterem Vorwurf geschrieben: „Vergeblich wird alljährlich die Kammer und die Staatsgewalt in zahlreichen Petitionen daran erinnert; jeder solche Wunsch wird als eine Verschwörung betrachtet“⁵⁵⁵).

Nun war der Tag seiner Erfüllung gekommen, und die giftigen Ausfälle der royalistischen Zeitungen, der Quotidienne, der France, der Gazette de France, die gegen den „Theatercoup“ und die ministerielle Anerkennung Napoleons als eines rechtmäßigen Beherrschers von Frankreich eiferten, sie konnten die überwiegende Zustimmung der Presse⁵⁵⁶), der Kammer und des französischen Volkes nicht übertäuben. Erinnern wir uns, daß das Geschlecht von 1840 von den großen Tagen des Kaiserreichs nicht weiter entfernt war als wir von Gravelotte und Sedan!

Wie hätte der alte Heine wieder aufgejubelt, wäre er noch der Dichter des „Le Grand“ gewesen! Wie „sommergrün und goldig“ wäre es da wieder in seinem Poetenherzen geworden! Und wirklich, im ersten Augenblicke scheint die alte Liebe zu dem Mantel von Marengo den Vierzigjährigen mit fortzureißen. Er findet — und das war richtig — daß das Nationalgefühl der Franzosen „bis in seine abgründlichsten Tiefen“ aufgeregt sei, und fährt dann zustimmend fort: „Der große Akt der Gerechtigkeit, die Genugtuung, die dem Riesen unseres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieses Erdballs erfreuen muß, erscheint den Franzosen als der Anfang einer Rehabilitation ihrer gekränkten Volksehre“⁵⁵⁷).

Wieder war es der alte Schmerzensschrei von Waterloo, den wir da vernehmen, und so dürfen auch die leidenschaftlichen Ausfälle gegen die „Koterie großbritannischer Fuchsjäger und Stallknechte“ nicht fehlen, welche die Auslieferung der Heldenleiche so lange Zeit hintertrieben haben sollen. Auch Castlereaghs abgeschnittene Kehle muß dabei wieder zum Witzwort herhalten. Aber neue Jubelhymnen braucht Cotta für seine Zeitung nicht zu befürchten, da zieht sich der Dichter auf sein Altenteil zurück: „Wir haben bereits vor vielen Jahren in Deutschland dem großen Kaiser den schuldigen Tribut der Verehrung gezollt, und jetzt haben wir wohl das Recht, die Exaltation der heutigen Huldigungen mit etwas Gemütsruhe zu betrachten“. Auch denkt er an den wetterwendischen Charakter der Franzosen und meint, daß sie wie die Kinder das „Spielzeug“, wenn es ihnen nur erst einmal zurückgegeben worden sei, zerschlagen und mit Füßen treten, auch schlechte Witze über die „große Prozession mit den Reliquien von St. Helena“ nicht ausbleiben würden. Schon hier sieht er also die Kehrseite der Medaille⁵⁵⁸).

Dieselbe Abkühlung tritt auch in den folgenden Berichten zu Tage. Zwar hebt Heine im zweiten nochmals die Begeisterung des Volkes für die feierliche Rückholung der Reste Napoleons hervor,

welche „wichtiger für die Interessen Europas sei als die kommerziellen, finanziellen und Kolonialgegenstände“, die in der französischen Kammer zur Sprache kämen, aber, fügt er hinzu, „während unten im Volke alles jubelt, jauchzt, glüht und aufflammt, grübelt man oben in den kältern Regionen der Gesellschaft über die Gefahren, die jetzt von St. Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer sehr bedenklichen Totenfeier bedrohen.“ Er erwägt die Möglichkeit, daß Thiers bis zur Ankunft der kaiserlichen Leiche gestürzt und Frankreich in einen Krieg verwickelt sein könne, und fürchtet, daß alsdann „aus der Asche Napoleons einige Funken hervorprühen könnten, ganz in der Nähe des Stuhls, der mit rotem Zunder bedeckt ist“⁵⁵⁹).

Von den hier als möglich gedachten Ereignissen trat das erste, Thiers' Sturz, wirklich ein, und auch das zweite, der europäische Krieg, konnte nur mit Mühe abgewendet werden. Ein napoleonischer oder vielmehr schon altfranzösischer Gedanke, die Befestigung von Frankreichs Einfluß in Ägypten, und die Unterstützung des tatkräftigen Vizekönigs Mehemed Ali gegen die Pforte hatten eine elektrische Spannung in Europa erzeugt, die unfehlbar zu einer gewaltigen Entladung geführt haben würde, hätte der „stille Mann“ im Sarge, dessen Leichnam auf dem Ozean schwamm, noch als Lebender in den Tuileries gehäuft. Frankreich war durch eine zwischen England, Rußland, Österreich und Preußen zu Stande gekommene Allianz isoliert und sein Einfluß im Orient durch die am 15. Juli 1840 in London geschlossene Konvention der Mächte lahmgelegt worden. Jede Stunde konnte der Krieg ausbrechen. Der Befehlshaber des nach St. Helena entsandten Geschwaders, Prinz Joinville, der die Nachricht von der bedrohlichen Lage auf der Rückfahrt empfing, hatte das Schiff mit dem Kaisersarg schon in Verteidigungszustand gesetzt und beschlossen, sich lieber unter den Wogen zu begraben, als Hektors Leichnam in des Feindes Hand fallen zu lassen. Ein tapferer Entschluß und eine Katastrophe, die, wäre sie eingetreten, von phänomenaler Wirkung hätte sein müssen. Wenigstens im ästhetischen Sinne.

Auch Heines Gedanken wanderten an den Kreideseilen Englands auf und nieder und erwogen die Möglichkeit einer Landung der Franzosen, ganz in derselben Weise, wie in den Kriegsjahren von 1803—5 deutsche Schriftsteller und Strategen, ein Archenholz und Bülow, über des Konsuls und Kaisers kühne Angriffspläne gegen das Inselreich mit Wärme debattiert hatten. Würde dieser, meint

Heine, die ihm angebotene Erfindung der Dampfschiffe ausgebeutet haben — ein Punkt, in dem das Genie des großen Mannes merkwürdig versagte — so wäre die Landung gewiß gelungen, und Napoleon hätte die Vorrechte des normannischen Adels vernichtet und „die englische Freiheit mit der französischen Gleichheit vermählt“⁵⁶⁰).

Trotz dieser sich hier aufdrängenden Erinnerung aus früheren Jahren, wo er über manches anders dachte, und trotz der alten Abneigung gegen England, die sich bei jeder Gelegenheit von neuem Luft macht, verabscheute der Dichter einen Krieg, in dem es sich schwerlich um etwas anderes als eine Grenzverschiebung, nicht um die Ausbreitung freiheitlicher Ideen handeln konnte, wie die Liberalen, am heißesten Borne, eine solche von einem Kampfe Frankreichs mit den Ostmächten nach der Julirevolution gewünscht und erhofft hatten. Während im Franzosenlande der Ruf nach der Rheingrenze wieder laut wurde und die Lamartine und Musset von der einen, die Arndt, Becker und Schneckenburger von der andern Seite des schönen Stromes mit hellem Hornesklang zum Streite riefen, sieht Heine mit Schrecken aus dem Kriege eine soziale Revolution für Frankreich hervorgehen, wie sie 1871 wirklich ausbrach, und Napoleons Andenken, das ihm früher als Palladium der durch die Revolution errungenen Rechte und Freiheiten erschien, tritt ihm in dieser Stunde nur als das Symbol zweckloser Schlag- und Schlachtlust entgegen. Daher der Seufzer: „Ich wollte, der Mann läge schon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms und wir hätten die Leichenfeier glücklich überstanden!“⁵⁶¹)

Auch Thiers, dem Heine zu Dank verpflichtet war, den er persönlich außerordentlich schätzte und der ihm wegen seiner Stellung zu Napoleon hätte sympathisch sein müssen und es früher wie später auch war, kommt in der „Lutetia“ manchmal recht übel weg. Sicherlich ist das ein neuer Beweis für Heines verhältnismäßige Unabhängigkeit von den leitenden Ministern, gleichzeitig aber auch für seine veränderte Stellung zu dem früheren Beherrscher Frankreichs. Bezeichnenderweise scheint sich die Haltung des Dichters dem Staatsmanne gegenüber gerade in dem Augenblick zu dessen Ungunsten zu ändern, als dieser seinen Lieblingsgedanken, die Einholung der Asche des Kaisers nach Paris, ins Werk gesetzt hat. Hat er früher Thiers' Namen durchweg mit Anerkennung genannt, so versetzt ihm Heine jetzt immer von Zeit zu Zeit einen kleinen Hieb; bald gilt er den „imperialistischen Gelüsten“ seiner Politik, bald gerade der populärsten seiner Maßregeln, der Rückführung der Heldenleiche. Hier wie dort

spielt Napoleon eine Rolle dabei. Unaufhörlich werden der Minister und der Kaiser miteinander verglichen, ein damals üblicher Gemeinplatz, der auch in die Historie übergegangen ist und den Guzkow sogar auf die äußere Erscheinung beider Männer ausdehnt⁵⁶²). Heine beschränkt sich auf die innere Persönlichkeit; er spielt wieder mit der *contradictio in adiecto*, in Thiers einen „kleinen Napoleon“ zu sehen; er gibt zu, daß er wie jener der „Mann der Nationalität“ sei und hiermit den „großen Hebel“ in der Hand habe, um die Franzosen, kräftiger noch als durch Ideen, zu bewegen⁵⁶³). In Heines Mund ist das eben kein Lob, und auch der den Feldherrn spielende kleine Mann, der, „ganz wie Napoleon“, auf dem Bauche liegt und schwarze und grüne Nadeln ins Papier der Landkarten steckt, wird mit einem merkbaren Anflug von Ironie behandelt.

Die Vermutung lag nahe, daß der leicht entzündliche Südfranzose bei den langjährigen Vorarbeiten zu der damals entstehenden Konsulats- und Kaisergeschichte⁵⁶⁴) seine Einbildungskraft derart überhitzt habe, daß er zuguterletzt die eigene mit der Person seines Helden verwechselte, wie man das neuerdings wohl einem deutschen Schriftsteller, Karl Bleibtreu, im Scherze nachgesagt hat. Hier war die Sache ernster, zumal es sich um einen Staatsmann in leitender Stellung und in einer kritischen Lage handelte. Auch Guzkow äußerte denselben Gedanken⁵⁶⁵), aber ohne die Malice Heines, dem es wie ein Unglück vorkommt, daß Thiers „nicht auch den russischen Feldzug und die große Retirade im Geiste mitmachte. Wäre Herr Thiers in seinem Buche bis zu Waterloo gelangt, so hätte sich vielleicht sein Kriegsmut etwas abgekühlt“⁵⁶⁶).

Übrigens brachte Heine dem Buche selbst, diesem standard work der älteren Napoleongeschichtschreibung, eine aufrichtige Verehrung entgegen. Er hielt es für ein „solideres Monument als die Vendôme-säule und das projektierte Grabmal“ und hatte seine Ansicht gegen 1826 so sehr geändert, daß er, im Gegensatz zu dem Historiker, die schriftstellernden Zeitgenossen des Kaisers (die einstigen „Evangelisten“!) nunmehr sehr respektwidrig mit Insekten vergleicht, die auf dem Kopf eines Menschen herumkriechen, ohne von dessen wahren Leben und der Bedeutung seiner Handlungen das Mindeste zu ahnen⁵⁶⁷).

Mit seinem Kriegsmut aber ist Thiers bei dem Dichter-Publizisten sogar in den Verdacht gekommen, geradezu dem Bonapartismus in die Hände zu arbeiten. Und von diesem will Heine, wie wir hörten, nichts wissen. Am schärfsten spricht er seine Abneigung an einer Stelle aus, die man in der kritischen Ausgabe wieder unter den Varianten aus-

wittern muß, da sie zu denen gehört, die der Herausgeber der „Lutetia“ unterdrückte. Fertigt er etwas später den zweiten Angriff des Prätendenten Ludwig Bonaparte auf das Bürgerkönigtum, die Landung bei Boulogne, als „Akt des Wahnsinns“ eines „erlauchten Abenteurers“⁵⁶⁸⁾ kurz und bündig ab, so hat er hier ein politisches Glaubensbekenntnis über den Bonapartismus abgelegt, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Erscheint ihm das Empire selber nur noch als ein „abenteuerliches Interregnum ohne geistige Notabilitäten“, so der Bonapartismus als eine bequeme Übergangspartei, zu deren Standarte sich jeder schlägt, „der nicht genau weiß, was er will oder was er darf oder was er kann“. Mit anderen Worten: die Partei der charakterlosen Leute oder der Streber, die ideenleer dem Götzen des Tages huldigen. „Hier braucht man keiner Idee den Eid der Treue zu schwören, und der Meineid wird hier keine Sünde gegen den heiligen Geist. Das Gewissen, die bessere Ehre, erlaubt hier auch späterhin jeden Abfall und Fahnenwechsel. . . . Wie leicht konnten die französischen Sansculotten in die gallonierten Prachthosen des Empire hineinspringen! Mit welcher Leichtigkeit hingen sie später die befiederten Hüte und goldnen Jacken des Ruhmes wieder an den Nagel und griffen wieder zur roten Mütze und zu den Rechten der Menschheit! Und die ausgehungerten Emigranten, die adelstolzen Royalisten, sie brauchten ihrem angeborenen Höflings-sinn keineswegs zu entsagen, als sie dem Napoleon I. statt Ludwig XVI. dienten und als sie, dem erstern wieder den Rücken kehrend, dem legitimen Herrscher, Ludwig XVIII., huldigten“⁵⁶⁹⁾!

Gewiß, die Fouché und Tallenrand, die Soult und St. Cyr, die Molé, Pasquier, Decazes hatten die Richtigkeit dieser These durch die That bewiesen. Ähnlich, denkt Heine, könne es zwar noch einmal kommen, doch weis sagt er — und auch darin sollte er recht behalten — einem neuen bonapartistischen Regimente keine längere Dauer als dem ersten.

Obwohl er an einen baldigen Sieg jener Partei nicht glaubt, so scheint ihm doch „dieser Bonapartismus ohne Bonaparte, diese Kriegslust ohne den größten Feldherrn“ höchst bedenklich⁵⁷⁰⁾. Das alles waren Erwägungen, die der Logik keineswegs entbehrten und einem Bourgeois der sinkenden Julizeit sogar vortrefflich zu Gesicht gestanden hätten. Nur in dem Munde dessen, der sie schrieb, klingen sie befremdlich. Aber sind es denn überhaupt eigentlich Heinesche Gedanken, die man da hört? Es scheint sich noch niemand diese Frage vorgelegt zu haben. Man über sah, daß

der Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ an jener Stelle ein Gespräch mit Hippolyte Carnot reproduziert, dem streng republikanischen Sohne des großen Konventsmannes. Allerdings hat er in seinem Berichte die Sache so dargestellt, als ob er selbst die obigen Worte gesprochen und Carnot nur zustimmend erwidert hätte. Wer bürgt für die Richtigkeit dieses Arrangements bei einem Manne, der auch als Zeitungsberichterstatter viel mehr Dichter als Publizist war und den seine Feinde so oft des artistischen Spiels mit politischen Dingen geziehen haben? Es kann nicht bewiesen werden, darf aber auch niemandem zu glauben verwehrt sein, daß die Sache vielleicht gerade umgekehrt gelegen hat und nicht Heine, sondern Carnot der eigentliche Sprecher gewesen ist. Die stärkste Stelle gegen Napoleon, die sich überhaupt in Heines Schriften findet, würde damit ihren scharfen Stachel verloren haben.

Immerhin hätte er, für den Augenblick wenigstens, Carnot zugestimmt. War unserem Dichter der Name seines Heros, den er so oft den Göttern gleichgestellt, der ihm der „Mann der Idee“ gewesen und sich als die „menschgewordene Revolution“ den vornehmsten Platz in seinem Herzen erobert hatte, zu einem Universalpopanz geworden, mit dem man die Kinder und die Furchtsamen schreckt? Merkwürdig. Waren nach des Kaisers tragischem Ende, von Mitgefühl ergriffen, alte Gegner mit umflorter Muskete an sein Grab getreten, um den Helden zu feiern, den sie einst mit Schwert und Feder bekämpft, so scheint der glühendste der Napoleonenthusialisten im Jahre 1840 beinahe auf dem Standpunkt der Leute von 1813 angelangt zu sein! Und warum? Weil der „stille Mann“ die passive Handlung beging, als Leichnam auf dem Meere zu schwimmen? In auffallender Weise tritt hier wieder der platonische Charakter des deutschen Napoleonkults zu Tage. Von Revolutionshistorikern ist oft genug auf die sonderbare Erscheinung hingewiesen, daß das Deutschtum zwar in seinen geistigen Spitzen — berühmte Beispiele lieferten Kant, Wieland, Herder, auch Schiller — der großen Bewegung von 1789 sich freudig zuneigte, aber den Gedanken an eine Verwirklichung ihrer Ideen im eigenen Hause ängstlich abwehrte, bis die Waffen des Kosen sie gewaltsam über die Schwelle trugen. Ganz ähnlich verfährt hier Heine. Für Napoleon hat er die schönsten und begeistertsten Worte gefunden, den Bonapartismus lehnt er ab; der Erbe des großen Namens ist ihm nichts anderes als ein „Narr“ und ein „Abenteurer“.

Übrigens waren, wie immer, Heines Stimmungen einem starken Wechsel unterworfen. Bald zeigen sie eine dunklere, dann wieder

eine lichtere Abschattung. Heute ist ihm der Kammerbeschluß über die zweite Begräbnismillion ein großer Fehler und eine klägliche, unzeitige Knickerei, morgen erscheint er ihm im Hinblick auf die drohende politische Lage gerechtfertigt⁵⁷¹). Bald erwacht die alte Streitlust gegen die Feinde des Helden, die royalistische Gazette de France, gegen Lamartine, Benjamin Constant, die Frau von Staël⁵⁷²), anderseits nimmt Heine sogar den Chateaubriand gegen einen Vorwurf des Kaisers in Schutz⁵⁷³), der seinerseits einmal wieder zur Abwechslung ein „Kollege der Götter“ genannt⁵⁷⁴) und gelegentlich als Repräsentant des jungen Frankreich dem alten Europa gegenüber aufgeführt wird⁵⁷⁵), um bei anderer Gelegenheit, im Vergleich mit der Titanenversammlung des Nationalkonvents, zu einem „zahmen Gotte“ degradiert zu werden⁵⁷⁶), was ein verspäteter Nachhall von Börne zu sein scheint⁵⁷⁷). Auch „gekrönte Selbstsucht“, „Despot“, „Feind der Freiheit“⁵⁷⁸) muß er sich nennen lassen, Beiwörter, die unser Heine aus Scott oder Saalfeld entlehnt haben könnte, in Wirklichkeit aber aus den oben angeführten Schriftstellern entnommen hat, übrigens, um daran eine Polemik gegen diese anzuknüpfen. Die Stelle ist für Heines Art, über Napoleon zu schreiben, äußerst bezeichnend und beweist zugleich wieder, welcher Augenblicksmensch er als Schriftsteller war und wie seine Äußerungen wirklich lediglich als Momentsbekenntnisse aufgefaßt werden dürfen.

Die Sache liegt nämlich folgendermaßen: Am 15. und 16. Mai 1840 hatte die Gazette de France, um damit gegen die Leichenfeier zu opponieren, eine Blütenlese aus napoleonfeindlichen Schriftstellern, eben Chateaubriand, Constant, Frau von Staël, gebracht; am 26. Mai — nicht, wie Elster irrtümlich angibt, am 12. — hatte Lamartine bei der Abstimmung über die zweite Begräbnismillion in der Deputiertenkammer eine Rede gehalten, in der er vor dem „Kultus der physischen Stärke“ warnte und zugleich die Bewunderung für den zu feiernden Helden so geschickt in die Warnungen zu verflechten wußte, daß Heine die Rede dieses Herrschers im Reiche der Phrase ganz gut als ein „Meisterstück, voll von perfiden Blumen,“ bezeichnen konnte. Alle die oben genannten Ausdrücke aber von dem Feinde der Freiheit, von der Selbstsucht und dem Despotismus Napoleons standen in den Auszügen der Gazette de France, während der gleichzeitig von Heine verwendete Ausdruck, „daß seine Verherrlichung ein böses, gefährliches Beispiel“ sei, mindestens dem Sinne nach in Lamartines Rede enthalten war⁵⁷⁹). Heine gibt nun die Richtigkeit dieser Urteile zu — er sagt: „Es ist wahr, es ist tausendmal wahr, daß Napoleon

ein Feind der Freiheit war“ u. s. w. — aber nur, um, wie gesagt, eine Polemik gegen deren Urheber daran zu knüpfen. Auf welcher Seite, wenigstens diesen Napoleonhassern gegenüber, unser Dichter steht, wird nicht zweifelhaft bleiben, wenn man die an derselben Stelle von ihm gemachten Ausfälle gegen die Staël und gegen Benjamin Constant liest. Diese beiden hätten ihm ja, zumal in seiner gegenwärtigen Stimmung, eigentlich gar nicht so unsympathisch sein müssen. Mindestens aber sollte man glauben, hätte er jetzt, und auch schon früher, ihren Ansichten wirkliche Beachtung schenken sollen. Von beidem ist das Gegenteil der Fall und eine ernstere Beschäftigung des Dichters mit den Napoleon behandelnden politischen Schriften der Staël und Constants nicht zu erweisen. Der letztere wird in Heines Werken überhaupt nur ein paarmal flüchtig erwähnt, und auch die *Considérations sur les principaux événements de la Révolution française* und die *Dix années d'exil* der Frau von Staël scheint Heine niemals ernstlich studiert, sich vielleicht gar auf die Lesung von Besprechungen oder Auszügen beschränkt zu haben, wie in dem vorliegenden Falle. Daß er sie früher einmal, in der „Nordsee“, unter den „Quellen“ für seine Napoleonstudien anführt, widerspricht dem Gesagten nicht. Denn auch dort wird die Staël mit einer allgemeinen Bemerkung abgemacht. Die Ablehnung Heines erkläre ich mir aus der ihm bekannten persönlichen Stellung der interessanten Frau gegenüber Napoleon, deren über alles Maß hinausgehende Ungerechtigkeit die zeitgenössische Kritik schon bei dem Erscheinen der erwähnten Werke scharf getadelt hatte⁵⁸⁰). Aus ähnlichen Gründen wie die Staël liebte Heine auch deren Freund Constant nicht, der jedoch den ihm in der „Lutetia“ gemachten Vorwurf *Point d'argent point de Suisses* insofern nicht ganz verdient, als er sich trotz seiner Abneigung mit dem von Elba zurückgekehrten Kaiser ausgesöhnt und sogar an dem Verfassungswerk von 1815, der bekannten „Zusätze“, mitgearbeitet hatte.

Wie dem auch sei, immer glaubt man doch den roten Faden zu sehen, der durch die Berichte des Sommers von 1840 hindurchläuft: Napoleon, d. h. der nach einem Vierteljahrhundert wieder auferstandene, noch einmal aktuell gewordene Napoleon, macht Heine ernstliche Sorge! Dieser „Donnergott des Ehrgeizes“, dessen Leiche von St. Helena „bedrohlich“ näher schreitet wie die toten Reiter in Bürgers Lenore⁵⁸¹), er und sein Stellvertreter auf Erden Thiers könnten doch wohl die Weltruhe stören, in deren Schatten sich bei Dëfour in Paris so behaglich zu Mittag speisen läßt! Mit einem

Seufzer der Erleichterung vernimmt Heine die Kunde von Thiers' Sturze, und Ludwig Philipp, der „Napoleon des Friedens“ — ein scheinbar so bieder klingendes und doch in seiner Ironie so markerschütterndes Epitheton — wird gepriesen, weil er die Ränke der beiden Bösewichter, des lebenden und des toten, durch eine Ministerentlassung vereitelt habe⁵⁸²).

Es ist wahr, was Strodtmann an einer Stelle seiner nie veraltenden Biographie des Dichters andeutet: Heine, der das „ehrbare“ Bourgeoisregiment der Julizeit so tief verachtet, er ist in der „Lutetia“ fast selbst zum Bourgeois geworden. Mögen die vorübergehende Ermattung seines Genius und die mit ihr zusammenhängende Verstimmung oder der Epikuräismus des Dichters daran schuld sein, mag die Rücksichtnahme auf fremde Meinungen, die königlich bayerische Censur und die königlich französische Staatspension dahinterstecken: gleichviel. Diese grau in grau malende Philisterstimmung scheint nun aber, wenigstens in gleicher Stärke, nicht angehalten zu haben, als der Kriegsrausch diesseits wie jenseits des Wasgenwaldes verfliegen und der letzte Einzug des Helden ohne Störung der Nachtruhe Europas vor sich gegangen war.

Er war doch von überwältigender Wirkung gewesen.

Am 29. November hatte das Geschwader mit der kaiserlichen Leiche Cherbourg erreicht, und diese war auf ein Dampfschiff gebracht worden, das sie nach Havre führte. Dann fuhr die kleine Flottille die Seine aufwärts, bei der Einfahrt in den normannischen Hafen von der „Sonne von Austerlitz“ begrüßt, die, den Wolkenflor zerreißend, den auf dem Schiffsdeck stehenden Sarg mit einem Glorienschein umspann⁵⁸³). Ganz Frankreich war auf den Beinen, um die Rückkehr des Helden zu feiern. Auf den Höhen der Steilküste des Kanals hatten die Landleute zu Tausenden gestanden, als die Schiffe vorüberfuhren. In Rouen war mitten in der Seine ein Triumphbogen errichtet, und Veteranen des großen Heeres warfen Immortellenkränze auf die Wasserstraße. Beispiellos war die Menschenmenge, die in Paris zusammenströmte. Die Postwagen, die Eisenbahnen vermochten die Fahrgäste nicht zu fassen, die sich an die Schalter und in die Türen drängten. Mancherlei Anekdoten, auf deren Wiedergabe hier verzichtet werden muß, bezeichnen die glühende Begier der Leute, auf jeden Fall und um jeden Preis am 15. Dezember in der Hauptstadt zu sein. Denn dieser war bestimmt, Napoleons Begräbnistag und der letzte Tag in seiner Geschichte zu werden. Unterhalb Courbevoie war die Flottille vor Anker ge-

gangen. Hier wurde der Leichnam ausgeschifft und auf einen ungeheuren, mit Prunk überladenen Wagen gesetzt, über den ein mit goldenen Bienen besäeter Hermelinmantel gebreitet war. Es war ein eisiger Wintermorgen von acht, nach andern sogar von zwölf Grad Kälte. Aber ein Tag, der für einen feierlichen Empfang doch geschaffen schien.

Jour beau comme la gloire,
Froid comme le tombeau,

hat ihn Victor Hugo⁵⁸⁴) kurz und treffend genannt. Der Himmel war anfangs trübe, und der „goldene Siegeswagen rollte geisterhaft in den weißen Morgennebeln dahin“. Noch war der Vorhang zu der Apotheose nicht aufgezogen. Es geschah, als der Leichenzug unter der hohen Torwölbung des Triumphbogens hindurchzog, den der sparsame Hausvater Ludwig Philipp mit reichlichem Aufwand an — Papp und Goldschaum dekoriert hatte, und der riesige Wagen auf der breiten Fahrstraße der elysäischen Felder erschien. „Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letztenmal ihren Liebling und streute rosige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden“⁵⁸⁵). Es ist kein Zufall, daß die Dichter, die den Zug geschildert, gerade diesen Moment zur Aufnahme gewählt haben, während profaische Zeitungsberichterstatter die Fahrt auf der Seine und durch die Straßen von Paris oder die Ankunft der Leiche im Invalidendom mit wortreicher Umständlichkeit behandelten. Auch Victor Hugo, der einen prächtigen Aufsatz über den 15. Dezember geschrieben hat⁵⁸⁶), läßt sich in ähnlicher Weise vernehmen: „Man sieht in der Ferne, in Nebeldampf und Sonnenglast, auf dem rötlichgrauen Hintergrunde der Bäume in den Champs-Élysées, zwischen hohen, gespenstisch weißen Statuen einen goldenen Berg langsam heranzufahren.“

Diesen wandelnden Berg, der wie in seiner Grotte der Kyffhäuser einen Heldenkaiser barg, begleiteten in langen Reihen „die armen, spärlichen Überreste jener Legionen, die einst im Sturmtritt die Welt erobert und jetzt, mit verschollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren, hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherschwankten“. Ihr Aussehen mag nicht besonders imposant gewesen sein, und ein Berichterstatter der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ hat von diesen Schatten tapferer Soldaten ein häßliches Zerrbild entworfen: „Was die Journale von dem Enthusiasmus, der sie ergriffen, gesagt, war eitel Poesie. Ihre blödsinnig gewordenen Ge-

sichter verrieten keinerlei Ausdruck, und man sah es den durchfrorenen Leuten an, daß sie sich nach dem Kamine sehnten, der Suppe und dem warmen Bett, um auch bald gänzlich schlafen zu gehen⁵⁸⁷). So verkannten, die sie verkennen wollten, die Begeisterung des gemeinen Mannes für den übermenschlichen Helden, der einem Halbgotte gleich über die Gemüter der Kleinen geherrscht hatte. Hinreißende Züge werden aus jenen Tagen von den letzten des großen Heeres berichtet. Beim Anblick des Leichenwagens war eine Veteranenkompagnie, ausdrücklichem Befehl zuwider, lautlos in die Kniee gesunken. Ein alter Kämpfer von Austerlitz, dem im Gedränge der Stelzfuß zerbrach, ließ sich von mitleidigen jungen Leuten an einen Platz tragen, von wo er den Trauerzug wenigstens mit den Augen verfolgen konnte⁵⁸⁸). Unter den Offizieren des Kaiserreichs, neben der alten Garde, den Mamelucken, den Resten des Bataillons von Elba bemerkte man eine Schar tapferer Polen, die Skrzynedki, Malachowski, Soltyk, Dwernicki, die 1831 bei Grochów und Ostrolenka die Wunder von Wagram und Leipzig erneut, nun wie der deutsche Poet das Brot der Verbannung aßen und herbeigeeilt waren, dem Kaiser in alter Treue die letzte Ehre zu erweisen⁵⁸⁹). Der sechsundachtzigjährige Marschall Moncey hatte in der Furcht, den Tag des „Heils“ nicht zu erleben, bis zum 15. Dezember die Stunden gezählt und ließ sich nun in einem Rollstuhl nach der Invalidenkirche fahren, wo am Katafalk die Worte Simeons von seinen Lippen kamen⁵⁹⁰).

Merkwürdig, daß Heine, der Freund des alten Ricou und des blinden Invaliden von Dieppe, diesen Zügen kein Wort des Beifalls gespendet hat! Gewiß, er äußert sich nicht mit der Roheit des Leipziger Zeitungsschreibers, aber auch ihm erscheinen die hinter dem Sarge ihres Kaisers hinwankenden Gestalten mehr von einer grotesken als von der erhabenen Seite, und mit einem schneidenden, fast beleidigenden Realismus sagt er von ihnen: „Diese Invaliden der großen Armee sahen aus wie Karikaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römisches Spottlied auf den toten Triumphator!“ Die Erscheinung der abgelebten und verkümmerten Greise mochte das Schönheitsgefühl des Dichters verletzen, der den Herrscher dreißig Jahre früher, in so ganz anderer jugendfrischer Umgebung, in die bergische Hauptstadt hatte einreiten sehen!

Den gleichen Zwiespalt zwischen einst und jetzt empfand auch Hugo, dem bei dem Pomp dieses Aufzuges, während die alten siegreichen Kanonen wie Anno 7 und 9 ihre eiserne Stimme in den

Jubelruf der Menge mischen, plötzlich einfällt, daß in diesem Augenblick vielleicht der Wurm im Sarge über das Marmorgesicht des Imperators leise dahinschleicht⁵⁹¹).

Mit dem scharfsichtigen Realismus, der Heines Bericht über die Feier vom 15. Dezember auszeichnet, hat dieser auch die Stimmung des französischen Volkes an dem denkwürdigen Tage geschildert, an dem die einen Berichtstatter einen unbeschreiblichen Enthusiasmus gesehen haben wollten⁵⁹²), während die anderen, namentlich deutsche, sich nicht darin genug tun konnten, die Teilnahmslosigkeit und Kälte der Pariser hervorzuheben, die dann zu dem Frostwetter des Wintertages in pointenreiche Beziehung gesetzt wurde. Sogar in die ernste Geschichtschreibung ist diese mythische Kälte vielfach übergegangen — auch ein Stück napoleonischer Legende.

So frostig scheint die Sonne,
So träge schleicht der Strom,
So frostig steht die Menge
Am überfüllten Dom,

sang Eduard Brinckmeier⁵⁹³).

Die Wahrheit lag, wie meist bei solchen Dingen, in der Mitte, und das hat Heine richtig herausgeföhlt. Die Radikalen, die den Schatten des Helden in die Arena des Parteistreites herabzerren wollten, hatten den Begräbnistag zu einer regierungsfeindlichen Kundgebung mißbrauchen wollen, wie einst die Leichenfeier des Generals Lamarque⁵⁹⁴). Sie waren mit ihren löblichen Absichten gescheitert, obwohl in einzelnen Legionen der zu dem Festzuge aufgebotenen Nationalgarde Rufe gegen das Ministerium und die „Verträge von 1815“ ertönten.

Auch Heine hatte ja derartiges gefürchtet, und nicht ohne Befriedigung stellt er nach den Eindrücken des 15. Dezember fest, daß die „kriegerischen Gelüste“ der Nation, wo nicht erloschen, so doch abgeköhlt seien und „der Geist der Soldateska bei den Franzosen nicht so blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas diesseits des Rheins prahlt und mancher jenseits ihm nachschwaht“. Aber so sehr er sich hier den übrigen Berichtstattern über die Festfeier nähert, so entschieden widerspricht er ihnen, wenn sie „in dem Schauspiel jenes wunderbaren Begräbnisses nur Pomp und Gepränge sahen“. Das Auge des Dichters war schärfer. Er hatte einen feineren Sinn als die journalistischen Eintagsmenschen für die Geföhle, die das Gemüt des französischen Volkes erschütterten. Auch die jüngere Gene-

ration, welcher die meisten der fremden Journalisten jede ernstere Teilnahme an der Feier absprechen zu dürfen glaubten, sieht Heine zwar nicht „mit brennendem Zorn“, aber „mit der Wehmut der Pietät“ vor dem goldenen Katafalk stehen, der alle Freuden und Leiden und die auf immer zerbrochenen stolzen Hoffnungen ihrer Väter umschloß.

Doch das Kaiserreich selber hat auch er damals für tot gehalten. Das war denn doch der Totaleindruck, den man an dem merkwürdigen und so viel besprochenen Tage empfing. Die „Mainzer Zeitung“ brachte am 20. Dezember einen langen Artikel mit der bezeichnenden Aufschrift „Napoleons Leichenfeier, das Grab des Bonapartismus“⁵⁹⁵), in welchem ausgeführt wurde, daß „der Leichenzug die Prozession einer historischen Reliquie“ gewesen sei und der mit dem volltönenden, aber durch und durch unwahren Satze abschloß: „Unter den Tönen von Mozarts Requiem ist der Bonapartismus auf immer zu Grabe getragen worden.“ Dieselbe Weisheit wurde auch sonst in der Presse gepredigt⁵⁹⁶). In Verse gebracht, lautet sie bei Georg Herwegh:

Das eigne Volk sah zu Gerichte,
Des Kaisers Zauber ist geschieden;
Es schläft die fränkische Geschichte
Mit ihm im Dom der Invaliden⁵⁹⁷).

L'Empire est mort, schrieb vor einigen Jahren der Pariser „Figaro“ bei Gelegenheit einer von den Anhängern des Kaisertums veranstalteten Gedächtnisfeier. Es mag heute wahr sein, obwohl ich für meine Person auch im Jahre 1902 kein Gift darauf nehmen möchte. L'Empire est mort, hieß es auch damals im Chorus der Zeitungsmenschen. Nur der eine und der andere wagte schüchtern einen Einwand⁵⁹⁸). Heine gehörte diesmal nicht zu den Weitsichtigen, was uns bei seiner Stellung zur Bonapartistenpartei kaum wundert. „Das Empire ist ebenso tot wie der Kaiser selbst und ward mit ihm begraben unter die Kuppel des Invalidendoms,“ hat er in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 20. Januar 1841 geschrieben.

Die Leichenfeier bildet, vom Standpunkt dieser Studie aus betrachtet, den Höhepunkt des Buches „Lutetia“. Über die späteren Parteen können wir flüchtigen Fußes hinweggehen. Mehr noch als die der Begräbnisfeierlichkeit vorausgehenden zeigen die folgenden Auslassungen über Napoleon und Napoleonisches das Gepräge von Arabesken und Randverzierungen, ohne die der geistreiche Publizist einmal nicht schreiben kann. Trotz mancher hübschen Aperçus tragen sie, der Grundstimmung des Ganzen entsprechend, wieder den Stempel

einer mehr gelassenen Gleichgültigkeit. Zwar wird man sich immer hüten müssen, den Humoristen allzu streng beim Worte zu nehmen. Schon der Schluß des Begräbnisberichtes ist in dieser Hinsicht charakteristisch: „Der Kaiser ist tot [und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, daß er tot ist]. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Philisterwelt atmet auf wie erlöst von einem glänzenden Alp.“ Und nun folgt die schon früher berührte Stelle: „Über seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andre Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette oder James Watt, den Baumwollspinner.“

Die in Klammern gesetzten Worte — sie erinnern an eine frühere Bemerkung in den „Französischen Zuständen“⁵⁹⁹) — hat Heine natürlich später beiseite geschafft. Aber wenn man sie wiedereinsetzt, wer will sagen, ob und inwieweit es dem Autor damit Ernst gewesen? Der Publizist freut sich, der Staatspensionär Ludwig Philipps muß sich vielleicht freuen und Gott danken, daß „der Kaiser tot ist“. Aber da mischt sich der Poet dazwischen, zieht einen zarten Schleier der Ironie über die „Helden“ der Neuzeit, den „tugendhaften“ Lafayette und den nützlichen Baumwollspinner; ein feiner Spott zuckt um die Mundwinkel des Dichters, und, mehr angedeutet als ausgesprochen, klingt uns aus den Beiwörtern die Verachtung entgegen, die der Künstler gegen die Nachfolger des großen Mannes in der Weltherrschaft empfindet. Mit dem Kopfe stimmt er ihnen zu, mit dem Herzen? — — — haine du bourgeois!

Man sieht das auch noch an anderen Stellen. Napoleon und dessen Nachahmer Thiers wird ihre unermüdliche „Aktivität“ vorgehalten, durch die beide wie viele Ministerien und Dynastien ihren Fall beschleunigt haben⁶⁰⁰). Das ist immerhin ernst gemeint. Aber wenn Schalk Heine damit fortfährt, daß er beiden vorwirft, sie hätten die „Kunst des Stillstehens“ nicht besessen, die bei uns den kleinen Kindern zuerst gelehrt wird und die Herr Guizot — Guizot, der französische Premier und Heines allmächtiger Beschützer — in so hohem Grade besitze? Tausend Heineleser mögen darüber hinweglesen; aber der Aufmerksame und feiner Empfindende wird eine gewisse Erschütterung des Zwerchfells verspüren, und ein leises Kichern des Spötters verrät ihm, daß Heine über alle Machtnachfolger Napoleons, diese ehrbaren Tugendbolde einer kleinen Gegenwart, die er nolens volens loben muß und die er auch mit dem Verstande wirklich lobt — im ge-

heimen sich lustig macht, ebenso lustig wie einst über Castlereagh, Saalfeld, Wellington und Ludwig XVIII.

Wenn ich an solchen Stellen Spuren einer in dem Dichter Heine nie erstorbenen persönlichen Sympathie für seinen alten Helden sehe, so will ich nicht in Abrede stellen, daß der Politiker gegen Ende der „Lutetia“ mit dem Staatsmann Bonaparte nach wie vor in vieler Hinsicht unzufrieden ist. Trotz seiner gewaltigen Geistesgröße hat er nach Heine den Gang der Zeit nicht recht verstanden, der starke Mann — nach dem mißmutigen Heine der „Lutetia“, denn der jugendfrische Schreiber der „Nordsee“ hatte einst das gerade Gegenteil behauptet⁶⁰¹⁾. Hätte Napoleon deutsches Geistesleben begriffen, er, der den Tieffinn Kants nicht höher einschätzte als die Taschenspielereien eines Tagliostro, Swedenborg und Philadelphia, vor den abgelebten Lehren der Sensualisten und Materialisten, Condillacs, Cabanis' und de Tracys, sich fürchtete und den verderblichen Feind, den er im Reiche des Gedankens ahnte, unter alten Perücken, unter französischen Greisen suchte, statt unter der blonden Jugend der deutschen Hochschulen!⁶⁰²⁾ So ist er gefallen, weil er dieses Rätsels Sinn nicht faßte.

Und so handelten denn am Ende die französischen Liberalen und Ideologen auch gar nicht so dumm, als sie — der Publizist erörtert das bei Besprechung der damals brennenden Frage der Befestigung von Paris — als sie den Mann verließen, der über die Zaubermittel der Idee der Freiheit, „welche Heere aus dem Boden stampft“, nicht mehr verfügte und der ihnen obendrein gefährlicher war als die Verbündeten und die Bourbonen zusammen⁶⁰³⁾.

Ist Heine doch bei Benjamin Constant zu Gast gewesen oder gar bei der alten Feindin seines Kaisers, der Frau von Staël? Fast sollte man es meinen, wenn man solche Worte liest. Indessen glaube ich, ein Kapitel aus der schriftstellerischen Laufbahn des geistreichen Mannes beschließen zu dürfen, das bei der bunten Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände nicht zu den leichtesten und übersichtlichsten gehört, aber seinem Stoffe nach für den Verfasser selbst die reizvollsten Aufgaben aus der Geschichte des Verhältnisses zwischen Dichter und Kaiser darbot. Ein einheitlicheres Bild wird der folgende Abschnitt entrollen.

